

Totentafel

Autor(en): **Christoffel, Ulrich / Maissen, Alfons / Michel, Janett**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **5 (1963)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Martin Risch

Die Architektur neigt bald mehr dem künstlerischen Baubild zu, der Gestaltung der Außenansicht der Gebäude, oder bald mehr der Konstruktion des Innern, der Zweckmäßigkeit der Grundrisse, der «Wohnmaschine», die seit Le Corbusier zum Typus des neuen Bauens wurde. Das Wirken des Architekten Martin Risch fiel gerade in die Übergangsperiode von der bildkünstlerischen zur technisch konstruktiven Behandlung der Bauprobleme. Er stand in München unter dem Einfluß der Friedrich Thiersch und Gabriel Seidl, der beiden Exponenten des «malerischen» Entwerfens der Baubilder, die beide München um die bedeutenden Bauten der Justizpaläste, des Nationalmuseums, des Künstlerhauses, des Deutschen Museums bereichert haben. Diese Richtung kam der Phantasie des jungen Risch um so mehr entgegen, als er zuerst Maler werden wollte und sich in München ebenso oft auf der Akademie der Bildenden Künste wie auf der Technischen Hochschule aufhielt. Die stärkere Begabung für die Architektur und wirtschaftliche Erwägungen gaben dann den Ausschlag für die Kunst des Bauens.

Martin Risch verriet schon auf der Kantonsschule seine künstlerische Begabung, die von dem feinsinnigen Zeichnungslehrer Hans Jenny freundschaftlich gefördert wurde. Der am 15. Mai 1880 geborene Architekt war der Sohn des Uhrmachers Risch, der einem Bergunfall am Montalin zum Opfer fiel, als Martin eben die Matura bestanden hatte. Nachdem er einige Jahre seinen Studien in München nachgegangen war, arbeitete er noch ein Jahr bei dem damals in München tätigen Basler Baumeister Fiechter, der auch den Sinn seines Mitarbeiters für archäologisch-historische Studien weckte. Nach vorübergehender Tätigkeit in Zürich verband sich Martin Risch 1907 mit seinem Kollegen Otto Schäfer in Chur, der schon 1904 ein Baubüro eröffnet hatte. Es ergab sich bald die glücklichste Zusammen-

arbeit zwischen den beiden Architekten, daß «Schäfer und Risch» zu einem Begriff der Churer Bauentwicklung in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurden. Im allgemeinen mögen von Martin Risch mehr die künstlerischen, von Otto Schäfer mehr die organisatorisch-technischen Impulse ausgegangen sein, doch läßt sich bei dem engen Zusammenwirken der Partner der jeweilige Anteil am Entstehen der Bauten kaum feststellen.

Durch die Tätigkeit von Schäfer und Risch in den Jahren 1907 bis 1924 erhielt Chur ein neues, aber der Tradition verbundenes Stadtbild. Kurz zuvor war am Graben 1902 die Post in dem damaligen Monumentalstil errichtet worden, den ein witziger Arzt als «Bundesrenaissanceschubladenstil» bezeichnete. Der Bau mit seinen Säulen, seiner Kupferkuppel, seiner Haupteindegierung und seiner Rokoko-innenausstattung wurde von Anfang an als ein Fremdkörper auf Churer Boden empfunden. Nur die Sgraffitobilder an der Breitwand, von Martin Risch entworfen, fanden Beifall, weil hier eine alte Bündner Technik erneuert wurde. Gegen die großstädtische, im einzelnen zugleich kleinliche Bauart der Post wandte sich nun die junge Generation, die das Bauen auf den Charakter des Bestehenden abstellen, das Zeitgemäße, Neue aus dem Gewordenen ableiten wollte.

Der Beginn von Schäfer und Risch fiel mit dem Aufkommen der Heimatschutzbewegung zusammen, die in den beiden Architekten eifrige Förderer fand. Der Heimatschutz richtete sich gegen die Verstädterung der Dörfer, gegen die Verschandelung der Landschaft, wie er sich um die Wahrung der bestehenden Baubilder bemühte. Es ging aber nicht um ein bloßes Nachahmen oder Konservieren des Alten, sondern die neue, moderne Baugesinnung wollte sich mit dem guten Herkommen verbinden, sich einem bestehenden Baucharakter anpassen, damit die Neubauten sich nahtlos in die architektonische und landschaft-

liche Umgebung einfügten. Häuser, Banken, Spitäler sollten nicht wie noch die Post als Einzelakzente dastehen, sondern mit der Nachbarschaft, den Straßen, Plätzen, Quartieren ein organisches Gesamtbild darstellen. Wie sich in der Naturbetrachtung die Gestaltlehre zur Biologie, zur Beachtung des Verhaltens der Tiere und Pflanzen erweiterte, so fand das Bauen den Weg von der isolierten Einzelgestalt zum sozialen Gruppenbau, zum städtebaulichen Aspekt der Architektur.

Der Bau der Rhätischen Bank an der Bahnhofstraße, der heutigen Kreditanstalt, 1907 entstanden, erregte Aufsehen durch das hohe Steildach, das an das Rathaus erinnerte und das gegenüber dem damals üblichen Mansardendach ein Novum bedeutete. Das Haus stand noch allein. In der Innenausstattung verbanden sich Elemente des vorherrschenden Jugendstiles mit alpbündnerischen Motiven des Engadinerhauses zu einer Lösung, die dank der handwerklichen Solidität inzwischen historische Bedeutung erlangt hat. Nach einigen Jahren folgte als eine Hauptleistung des Architektenpaares die Graubündner Kantonalbank am Eingang der Poststraße. Dieser Bau errichtete gegenüber der Post und in der Nähe der Villa Planta, des heutigen Kunsthouses, einen architektonischen Block von genialer Geschlossenheit und Bildschönheit. Hier verwendeten die Baumeister auch den heimischen Tuff, der schon durch die Farbe die Tönung der Fassade belebte. Die Kantonalbank ist aus dem Geist der alten Churer Herrschaftshäuser entworfen und ist in ihrer zeitgemäßen und auch zeitbedingten Vollendung dank der künstlerischen Begabung der Architekten längst zu einem Denkmal des Churer Stadtbildes geworden.

Ich erinnere mich, welche lebhaften Diskussionen die neue Bauweise der Schäfer und Risch auslöste, wie die Alten die monumentale Repräsentation vermißten, die Jungen gerade die einfache, organische Bildgestaltung bewunderten. In den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg entstanden als größere Bauten das Kreuzspital, das als Abschluß der Quader als eine

unvergleichliche Bildkulisse wirkende Quaderschulhaus und das im Zusammenhang mit der von Martin Risch gestalteten «Bündnerischen Gewerbeschau» 1913 errichtete sogenannte «Musterhotel», die jetzige Zollverwaltung an der Rohanstraße. Für die Wende vom individuellen zum sozialen Bauen sind die «Billigen Wohnungen» an der Rheinstraße, durch die das Rheinquartier erstmals als Wohngegend erschlossen wurde, und die Siedlung Stampagarten bezeichnend, wo durch den Anteil von Schäfer und Risch ein neuzeitlicher städtebaulicher Typus auch in Chur seine Vertretung fand. Während neuere Siedlungen die Häuser Zusammenhanglos aneinanderreihen oder überhaupt jede Planung vermissen lassen, gaben die beiden Architekten ihren Siedlungen die lebensvolle Einheit des Gemeinschaftsbaues. In denselben Jahren entwarfen Schäfer und Risch auch viele Wohnhäuser, wie den Laubenhof, den Haldenhof, und überall, wo ein «Schäfer-und-Risch-Bau» entstand, bekam die Straße einen bestimmten architektonischen Charakter, eine baukünstlerische Form. Die Tätigkeit der beiden Baumeister wirkte suggestiv verpflichtend, daß in den Jahrzehnten nach 1900 in Chur allgemein besser gebaut wurde als zuvor.

Auch außerhalb von Chur wurden die Dienste der Architekten in Anspruch genommen; sie bauten die Bank in Davos, das Krankenhaus in Thusis und hatten viele Kirchen neuzubauen oder zu renovieren, wie besonders die katholische Kirche von Landquart und die protestantischen Kirchen von Davos, Valendas, Parpan, Langwies, Malans, Igis, Küblis, Klosters, und zwei Hauptwerke waren das Mädcheninstitut Fetan und das Sanatorium Altein in Arosa aus den Jahren 1914 bis 1916. Die eigentliche, historisierende Heimatschutzbewegung zeigte sich im Altein überwunden, der Anschluß an die inzwischen allgemein neuorientierte Bauweise in Europa war gewonnen. Das Altein stellt einen breiten, spannungsvoll proportionierten, bildmäßigen Bau dar, dessen Zweckmäßigkeit sich beim Umbau in ein luxuriöses Sporthotel und dann wieder in die Zürcher Heilstätte erwies.

Die Übersiedlung des Architekten Martin Risch nach Zürich bedeutete keineswegs den Abbruch seiner Be-

ziehungen in Chur. Aber vornehmlich baute er nun zusammen mit Arter in Zürich Kirchen, Geschäftshäuser, Wohnbauten, in denen er in lebendiger Fühlung mit den Bedingungen der neuen Zeit, der Stadt und ihrer raschen Entwicklung immer neue Ideen fand. Als er in den Jahren 1938 bis 1945 mit einer Gruppe viel jüngerer Architekten an der Erweiterung des Zürcher Kantospitals mitarbeitete, konnte er seine Erfahrungen anregend weitergeben und zugleich mit den Jungen Schritt halten, weil er als lebendiger Künstler die neue Zeit verstand und miterlebte.



Der Heimatschutz öffnete den Menschen die Augen für den Charakter der landschaftlich gebundenen Bauten, die auch bei bescheidenen architektonischen Werten als zur Gemeinde gehöriges Bild ihre Bedeutung besitzen. Wie die Architekten an die bestehende Bautradition anknüpfen wollten, sorgten sie auch für die Erhaltung des Alten. Sie standen vor der doppelten Aufgabe, neue Bauten aus einem erneuerten heimatlichen Stilgefühl zu schaffen und alte Bauten zu bewahren und wiederherzustellen. Gerade die damals modernsten Architekten kümmerten sich auch um die Erhaltung der alten, oft vernachlässigten Baudenkmäler und erwarben sich die dafür notwendigen historischen und archäologischen Kenntnisse.

Martin Risch widmete sich der Restauration alter Bauten mit der größten Anteilnahme und dem feinsten

künstlerischen und geschichtlichen Takt. In Chur bot ihm und Otto Schäfer die Renovation der St. Martinskirche seit 1917 Gelegenheit, Interesse und Fähigkeit für diesen Nebenweig der Baukunst zu beweisen. Die Kanzel wurde an den Anfang des Chores verlegt, die Orgel von der Empore in den Chor übertragen. Den ursprünglich karolingischen Charakter der Kirche brachte die neue, halbrunde Vorhalle in Erinnerung. Ein besonderes Verdienst war es, daß Martin Risch anregte, die drei Südfenster der Kirche von Augusto Giacometti mit Glasmalereien ausstatten zu lassen, wodurch der Kirchenraum seinen schönsten Schmuck erhielt. Martin Risch hat seine Sympathie für die Malerei und für die farbige Ausstattung der Architektur nie verloren; er stand mit vielen Malern, wie besonders mit Augusto Giacometti und Johannes von Tschärner, in enger freundschaftlicher Verbindung. Mit den Fenstern der St. Martinskirche begann erst die später weitreichende Tätigkeit Augusto Giacomettis als Glasmaler, aber durch sein Wiedererwecken der Farbenwelt des 13. Jahrhunderts hat der Künstler schon hier die Glasmalerei von ihrer nur dekorativen Aufgabe befreit und zu einem Ausdruck der Andacht erhöht.

Weniger glücklich waren die Architekten in der Erhöhung des mächtigen Renaissanceturmes von St. Martin durch den überproportionierten Spitzhelm. Der stolze Charakter eines Stadtturmes wurde dadurch ins Dörfliche abgeschwächt. Aber schon in den 1890er Jahren war der einstige Haubenaufsatz der Kirche abgebrochen und durch einen gotischen Aufbau ersetzt worden, während zugleich an die Mauerwände eine gotische Scheinarchitektur gemalt wurde, obwohl der Turm seiner Baumasse nach denkbar ungotisch war. Eine letzte neogotische Welle ging über Europa, die bis in die Heimatschutzbewegung hinein wirkte und von der auch Martin Risch noch ergriffen war.

Einen größeren Auftrag zur Wiederherstellung eines alten Gebäudes erhielt Martin Risch in Schaffhausen, wo er auf Grund eines Wettbewerbes das Kloster Allerheiligen neben dem Münster umgestalten und den Zwecken eines Museums- und Ausstellungsbaues dienstbar machen konnte. Diese umfangreiche Arbeit beschäftigte ihn von 1921 bis 1936. Wie ein verdorrter

Baum wieder Blätter und Blüten treibt, ist das alte Gemäuer zu neuer, lebendiger Bildform erweckt worden.

Eine ebenso bedeutende Renovation brachte Martin Risch in den 1940er Jahren im Berner Rathaus zu erfolgreicher Durchführung, indem er den Ratssaal neu gestaltete und eine zweijochige gotische Gewölbekammer von den Einbauten befreite. Auch bei diesen Arbeiten sicherte sich Martin Risch die Mitwirkung der Maler, indem er Karl Walser und Fritz Pauli in den beiden Räumen Fresken malen ließ. Schon vorher hat der Architekt im Churer Rathaus die vermauerten gotischen Fenster des Ratssaales wieder ausbrechen lassen und den Saal entsprechend der erhaltenen gotischen Decke neu ausgestaltet. Zugleich öffnete er auch die jahrzehntelang verschlossene, schöne Erdgeschoßkammer und richtete sie zur Markthalle ein. Eine Restaurierung, die leider nicht ausgeführt wurde, betraf das Bundeshaus in Bern, wo Risch vorschlug, die unschöne Kuppel des Mittelbaues durch eine einfachere, würdigere Gestaltung zu ersetzen.

Eine letzte, große Aufgabe führte den bald achtzigjährigen, aber immer tätigen Architekten wieder nach Chur, wo es galt, das alte Zeughaus in den Theatersaal und den Großbratssaal umzubauen und daneben zugleich ein Bürohochhaus für die kantonale Verwaltung zu errichten. Bewundernswürdig wußte Martin Risch den gegebenen Bau in die beiden repräsentativen Räume umzugestalten und zwei verschiedene Säle zu schaffen, die ihre Bewährungsprobe inzwischen schon bestanden haben. Bei der Ausführung fand er in Walter Sulser einen verständnisvollen Statthalter, der seinen Intentionen die wirksamste Verkörperung gab. Gegenüber der gelagerten Horizontale des Zeughauses, das im Außenbau erhalten blieb, war es nicht leicht, für den Zweckbau mit den vielen Büros die richtige Proportion zu finden, aber schon hat sich die neue Baugruppe dem Churer Stadtbild eingegliedert.

Das reiche und erfüllte Leben des ungewöhnlich vielseitig begabten Architekten Martin Risch ging am 19. November 1961 zu Ende. Mit ihm fand zugleich eine für Chur und Graubünden fruchtbare, einzigartige Bauperiode ihren Abschluß.

Ulrich Christoffel

Prof. Duri Sialm

Professor Duri Sialm wurde am 3. Juli 1891 im sonnigen Segnas geboren. Hoch oben auf der rechten Seite des tiefeingegrabenen Segneser Baches, am oberen Ende schön ausgebreiteter Wiesen und Felder liegt das Dorf. Da wuchs Duri empor. Von dieser wunderbaren Sicht auf die ganze Gemeinde Disentis, aber auch weithin talwärts bis Chur, südwärts auf die mächtigen Berge des Medelsertales mit dem Piz Medel und gleichnamigen Gletscher, hat Sialm die Weite seines geistigen Horizontes erhalten.

Seine Laufbahn als Musiker verdankt er von Anfang an seinem Vater, Sep Sialm, der als gewiegener Dorforganist und Dirigent auch in Disentis bald die musikalischen Fähigkeiten des Jungen erkannte und sie vorerst unter seiner Obhut im eigenen Bauernhaus, dann an der kleinen Dorfgemeinde entwickeln ließ. Duri Sialm machte derart Fortschritte, daß er bereits mit zehn Jahren bei P. Leo Kunz in der Klosterschule zu Disentis Musikunterricht nehmen konnte. So war er musikalisch gut vorbereitet, als er im Jahre 1916 das Seminar in Chur besuchte. Auch dort hatte er gute Lehrer, wie Chr. Bühler, die ihm weiterhalfen. Seine Fortschritte in Orgel und Klavier waren vielversprechend, und damit festigte sich der Entschluß, Musiker zu werden.

Mit dem Lehrerpapier und einer soliden musikalischen Vorbildung ausgerüstet, zog nun der Romane aus der romanischen Ostschweiz in die südwestlichste Ecke der Romandie, nach Genf, das damals als Musikstadt bekannt war. Ein Barblan zog ihn an, aber auch andere Lehrer von Weltruf wirkten dort am Konservatorium, wie z. B. B. Stravanhagen, Vianna da Motta u. a. m. Wenn ihn vorerst die Instrumentalmusik, das Klavier, die Orgel, ansprachen, er 1913 für beide Instrumente das Musiklehrerdiplom erwarb, 1916 und 1917 die entsprechenden Virtuosenexamen absolvierte, betätigte er sich schon als Student auch intensiv mit der Musiktheorie und mit der Komposition. Auch in dieser Disziplin konnte er sich auf Otto Barblan, auf die Freundschaft seines großen Landmannes stützen, dessen Name ihn eigentlich nach Genf gebracht hatte.

Durch seine musikalische Erziehung in Segnas, Disentis und Chur war Sialm seit frühester Jugend in die Geheimnisse und in die Fertigkeit des gregorianischen Gesanges eingeweiht worden. In Montillet fand er in Genf einen hervorragenden Lehrer auch in dieser Hinsicht.

Das musikalische Leben in Genf brachte auch Gegensätzliches in die jugendliche Seele des Bündners. Was ein Ansermet einige Jahre später als großer Dirigent und Interpret neuester Musik tat, war bereits zur Studienzeit Sialms in Genf in Vorbereitung. Konzerte sowie die große Oper machten auf ihn einen nachhaltigen Eindruck. Er wurde bekannt mit den neuen Musikströmungen russischer, französischer, spanischer Herkunft. Obwohl die moderne Musik Sialm bis zuletzt interessiert hat, in seinen Kompositionen blieb er dem Klangideal der Romantik und Spätromantik verpflichtet. Auch die Volksmusik in allen ihren Formen begeisterte ihn, da er in ihr doch einen Weg zu seinem eigenen Volke fand und die ihn zum romanischen Kirchenlied volkstümlicher Prägung führte.

Die modernen Musiker fand er theoretisch interessant und anregend. Sie konnten in seiner Kompositionsweise aber nie recht Fuß fassen; denn seine Richtung war bereits festgelegt. Nur schwache Niederschläge zeitgenössischer Musik sind in seinen Kompositionen zu finden. Nicht die Substanz als solche veränderte sich, wohl aber seine Fertigkeit, die Vollkommenheit im Gebrauch traditioneller Musikformen. So haben wir von ihm viele romanische Chorlieder, deren Texte Sialm immer mit großem Geschick wählte. Aber auch Sololieder komponierte er in großer Anzahl in romanischer und deutscher Sprache; dafür mögen Werke wie *Ada*, 21 Lieder nach Gedichten von E. Geibel, *Canzuns*, 16 Lieder nach Texten von verschiedenen Dichtern, *Davosas Spigias*, *Letzte Ähren*, 22 Lieder für Gesang und Klavier, bezeugen. Die Chorlieder für Männer- und Gemischten Chor dienen unmittelbar der romanischen Sprach- und Gesangsbewegung. Besondere Bedeutung errangen die vielen Kantaten, die Sialm für Chor, Solostimmen und Klavierbegleitung schrieb. Wir

denken in erster Linie an sein großes Werk dieser Gattung, an die Kantate *Benedetg Fontana*, die 1939 durch die Ligia Grischa erstmals in Glion/Ilanz, dann an verschiedenen Orten Graubündens, in Chur 1949 mit großem Orchester, in Städten des Unterlandes auch in deutscher Sprache aufgeführt wurde. Vokalwerke in lateinischer Sprache sind viele von ihm verfaßt worden, darunter drei umfangreiche Messen mit Orgelbegleitung. Auch reine Instrumentalwerke schuf er für Orgel und Klavier. Eine noch nicht veröffentlichte Symphonie fand sich in seinem Nachlaß.

Diese kompositorische Arbeit gedieh, ständig sich vermehrend, während einer vollen Beschäftigung als auswirkender Musiker, als Pianist, Organist, Lehrer für Klavier und Orgel, als Kampfrichter auf vielen Gesangsfesten, als Dirigent von Chören, ja als beliebter und geschätzter Kritiker in Besprechungen von Konzerten. Seine originelle Art der Formulierungen, seine geistreichen Hinweise, gepaart mit einschlägigen Kenntnissen aus der Musikliteratur, vermissen wir heute.

Schon früh wurde ihm das kompositorische Schaffen zur Hauptsache. Von diesem Zeitpunkt an trat die systematische Arbeit an seinen beiden Instrumenten immer mehr zurück. Seine große Fertigkeit im Klavier- und Orgelspiel hätten ihm von Anbeginn eine glänzende internationale Laufbahn erlaubt. Die Komposition zog ihn mächtig an, die engere Heimat spornte ihn dazu an. So beehrte sie ihn, für die Jahrhundertfeier des Grauen Bundes 1924 das Festspiel zu schreiben. Zu dieser Zeit wirkte Sialm in Zürich. Die Vorbereitungen und die Vorstellungen zu diesem Festspiel sind noch manchem Oberländer in lebhaftester Erinnerung. Die darin befindlichen Chorlieder stehen noch heute auf dem Programm unserer Konzerte. Wie aus dem Calvenfestspiel Otto Barblans die Nationalhymne *Ferma stai patria* hervorging, so aus dem des Grauen Bundes *Schi ditg che stattan cuolms e vals*. Diese Vertonung hat Berühmtheit erlangt und steht gleich den Liedern *Il Paunpalus* von Schmid von Grüneck, *A Trun sut igr ischi* von J. Heim und *Quei ei miu grep, quei ei miu crap* von Hans Erni an vorderster Stelle. Aber auch andere, anspruchsvollere Lieder, wie *L'Olma, die Seele*, werden nie von

den Gesangsfesten, aus dem Konzertsaal verschwinden.

Prof. Sialm konnte sich nie einzig der Komposition widmen. Bald nach Beendigung seiner Studienjahre in Genf wurde er als Lehrer für Klavier und Orgel im Kollegium Maria Hilf in Schwyz angestellt. 1920 wurde Sialm nach Zürich berufen, wo er Betreuer des Kirchenchors zu St. Peter und Paul wurde. Während dieser Zeit bis 1925 gründete er den großen Oratorien-Chor, mit dem er mit vorzüglichem Erfolg große Werke zur Auf-führung brachte. 1925 siedelte er aus verschiedenen, zum Teil unbekanntem Gründen nach dem ruhigeren Lichtensteig im Toggenburg über, wo er das gesamte musikalische Leben führte. 1927 bis 1937 treffen wir ihn nochmals in Schwyz, wo er neben Verpflichtungen am Kollegium im Dorfe den Schulgesang, verschiedene Chöre und ein Orchester leitete. Aus der Schulgesangspraxis heraus entstanden aus seiner Feder namhafte Gesangsbücher für die Primar- und Sekundarschulen. In dieser Zeit schuf Sialm auch umfangreiche Chor- und Instrumentalwerke verschiedenster Art. Allgemein herrschte Freude, als Professor Duri Sialm 1937 als Musiklehrer an die Bündner Kantonsschule gewählt wurde. Nun konnte er sich uneingeschränkt seiner engeren Heimat widmen.

Aus allen seinen Werken ist eines ersichtlich, daß Sialm neben Otto Barblan der vielseitigste und im Handwerklichen am vollkommensten ausgebildete Komponist Graubündens gewesen ist. Es gibt kaum eine Musikgattung, die er nicht mit Erfolg versucht hätte. Als ausgesprochener Romantiker in seiner Grundkonzeption, bleibt er dies auch bei mehr linearer Kompositionsweise; sogar seine Fugen in seinem Spätwerk *Iris cantatrix* sind in ihrer Klangwirkung der Romantik verpflichtet.

Harte, modernere Harmonik finden wir wohl am stärksten vertreten in seiner bekanntesten, 1939 geschaffenen und bereits erwähnten Kantate *Benedetg Fontana*. Besonders die Anfänge der beiden ersten Teile erklingen herb und rhythmisch neuzeitlich. Ein Prokofjew könnte hier als Vorbild gedient haben. Ähnliche Klänge und Rhythmen finden sich in den beiden kontrastierenden Märschen der anrückenden Heere der Bündner und

der Österreicher. Daneben stehen aber wieder schlichte Chöre und einfach gehaltene Solopartien; durchaus lebhaft gestaltet sich die Musik in der *Battaglia*, und in den Wechselwirkungen ihrer Stimmführung erklingt sie wuchtig, aber in althergebrachten Harmonien verlaufend. Ein charakteristisches Merkmal ist die virtuos und durchgehend komponierte Klavierbegleitung. Seine Musik ist im allgemeinen bejahender, fröhlicher Gemütsausdruck. Die Durtonarten wiegen vor. Mitunter nimmt Sialm Zuflucht zu elegischen Ausdrucksweisen, indem er z. B. im dritten Teil der Kantate *Benedetg Fontana*, *Semper vivas* sich der Kirchentönen bedient. Auch in seinem Schwanengesang *Iris cantatrix* läßt er für a-Moll bestimmtes Präludium und Fuge in aeolischer Tonart erklingen und zeigt damit seine Meisterschaft in der Verwendung der Kirchentönen.



Seine große Tätigkeit als Komponist ist nicht ohne bleibende Früchte geblieben. Sein Werk bleibt bestehen, wird mit der Zeit neu gewertet werden. Er hat sich für sein Volk und für seine romanische Sprache eingesetzt wie wenige. Mit ihm ist aber einer der letzten Vertreter der alten Garde dahin. Die neue Musikergeneration wird in etwas anderer Weise das wichtige Erbe Sialms und seiner Zeitgenossen übernehmen und weiterführen müssen.

Sialms Leben war voll heiterer Arbeit. Er steht in seinem Werk mit beiden Füßen auf unserem Grund und Boden, nach dem Wahlspruch, daß

Musik gut und schön klingen muß. Für die Romanen und für ein einfaches Gebirgsvolk war dies der richtige Weg. Die Bedeutung, die Sialm

für das Musikleben der Romanen und für Graubünden erworben hat, wird ihn bei seinem Volk stets in Erinnerung erhalten. Alfons Maissen

Prof. Dr. Hans Trepp

Schnitter Tod hat im vergangenen Jahr unter den im Ruhestand lebenden Kantonsschullehrern reiche Ernte gehalten; seinem unerbittlichen Ruf folgte auch Prof. Dr. Hans Trepp. Er ist Sonntag, den 7. Januar 1962, in dunkler Frühe nach langwierigen, mit vorbildlicher Geduld und Fassung ertragenen Leiden kurz vor seinem 71. Geburtstag zum erlösenden ewigen Frieden eingegangen.

Ein großes Trauergeleite fand sich auf Daleu zu seiner letzten Ehrung ein; so die Schulleitung der Kantonschule mit zahlreichen ehemaligen Kollegen, der Vorstand des Bündnerischen Schützenverbandes und Vertreter der Churer Schützen, insbesondere viele Stadtschützen, die ihr Ehrenmitglied zur letzten Ruhestätte begleiten wollten. Rektor Dr. Peter Wiesmann schilderte Lebenslauf und Studiengang des Verstorbenen und würdigte dessen große Verdienste im Dienste der Bündner Kantonsschule als Hauptlehrer für mathematische Fächer an der Oberrealschule (Technische Abteilung), als Leiter des früheren Kadettenkorps (von 1924 bis 1944) und kundiger Organisator von Gesamtschulreisen.

Mit besonderer Hingabe betreute Prof. Trepp auch die Jungschützenkurse für Kantonsschüler, war er doch selber ein ausgezeichneter Schütze, der es zu kantonalen und eidgenössischen Ehren brachte und sich immer wieder in der kantonalen Matchgruppe, als Bezirksmeisterschütze und beim Feldschießen erfolgreich zu behaupten wußte. Dem Schießwesen diente er auch als Schießoffizier; er lieb ihm seine ausgesprochene schießtechnische und kalkulatorische Befähigung bei der Durchführung mannigfacher Schießanlässe. So war er denn auch der gegebene Mann, um beim Eidg. Schützenfest in Chur 1949 das verantwortungsvolle Präsidium des Schießkomitees zu übernehmen und durch seine sorgfältigen Berech-

nungen auch den finanziellen Erfolg dieses Großanlasses sicherzustellen.



Prof. Trepp ist aus der Technischen Abteilung der Bündner Kantonsschule hervorgegangen, wo er 1909 die Matura bestand. An der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich erwarb er sich das Fachlehrerdiplom als Mathematiker. An der Universität

Bern setzte er sodann seine Studien in Versicherungsmathematik fort und doktorierte dort mit einer Dissertation «Über algebraische Gleichungen mit lauter reellen Wurzeln». So war er später in bewegter Zeit in der Lage, als versierter Experte in Versicherungs- und Pensionskassenfragen der Regierung wie auch den Beamten und Volksschullehrern Bündens in ausgezeichnete Weise zu dienen, wofür sie ihm zu großem Dank verpflichtet bleiben.

Nach Abschluß seiner Studien und kürzeren Stellvertretungen in Chur, Schiers, Zuoz, Schaffhausen und Zug war seine Wahl an unsere Kantonsschule erfolgt, wo er am 1. Februar 1919 die Nachfolge seines einstigen Lehrers, Prof. Bridler, antrat, dem er in der Klarheit und Gründlichkeit seines lebendigen, wenn auch phrasenlosen Unterrichtes nacheiferte. Beinahe vier Jahrzehnte (von 1919 bis 1956) dauerte seine fruchtbare Lehrtätigkeit; Generationen eifriger Schüler hat er für ihr Hochschulstudium und für ihren späteren technisch-wissenschaftlichen Beruf grundlegend vorbereitet und in ihrer zuverlässigen geistigen Haltung entscheidend mitbestimmt.

So besaß die Bündner Kantonsschule in Prof. Trepp einen überaus tüchtigen Lehrer, einen strengen, doch immer wohlmeinenden Erzieher, der sich mit unablässiger Hingabe seiner hohen Aufgabe widmete; die Lehrerschaft sah in ihm einen kritischen und klugen, doch sozial denkenden Kollegen. Wir wie auch seine Schüler werden ihm stetsfort ein ehrendes Andenken bewahren. Janett Michel

Christianus Caminada

Bischof von Chur

Der am 18. Januar 1962 im hohen Alter von 86 Jahren verstorbene Bischof von Chur, Christianus Caminada, erblickte das Licht der Welt an Drei Königen 1876 im Weiler Surrin. Nach seinen Studien an den Klosterschulen Disentis und Einsiedeln, nach einem für ihn wichtigen Aufenthalt in Alassio an der italienischen Riviera trat er 1897 in das Priesterseminar St. Luzi ein. 1900 wurde Caminada

durch Bischof Fidelis Battaglia zum Priester geweiht, feierte seine Primiz in Vrin und wurde ein Jahr später hinaus in die Pastoration gesandt. Seine erste Tätigkeit als Pfarrer begann 1901 in Dardin, einer kleinen Fraktion der Gemeinde Brigels, bestehend aus 5 kleinen Höfen mit etwa 200 Seelen. Mitten zwischen diesen rechts und links verstreuten Häusergrüppchen stehen einsam auf der

Anhöhe *Caprer* Kirche, Schul- und Pfarrhaus. Zur Zeit Caminadas bestand noch kein richtiges Schulhaus; die Schulstube war im Erdgeschoß des alten, aus Holz erbauten Pfarrhauses untergebracht. Dieser Umstand mag den einsamen Ort besonders während der Winterzeit etwas belebt und das Poltern der mit Bergschuhen versehenen Schulkinder den jeweiligen Pfarrherrn aufgerüttelt haben. Diese sonst vollkommene Einsamkeit war wie geschaffen für die Arbeit eines strebsamen jungen Priesters, in unserem Fall: Rest Giusep Caminada, mit seltenen geistigen Anlagen bedacht! Von dieser Warte aus richtet sich sein Blick von der heimeligen Holzstube aus unmittelbar hinüber nach dem schön ausgedehnten Obersaxen. Diese Landschaft mag ihn schon damals angezogen haben. Und tatsächlich, nach fünf Jahren betreute R. G. Caminada bereits die große Pfarre dieser valserischen Enklave. Von Dardin aus sah der zukünftige Diözesanbischof auch bergwärts auf große Gebiete der Gemeinde Trun, wo er vom Jahre 1912 bis 1919 eine noch schwierigere Aufgabe zu bewältigen hatte. Somit war das Dreieck seines Wirkungskreises als Pfarrherr in sich abgeschlossen.

Die kirchlichen Kunstschatze, in der Gemeinde Brigels und am Wege seiner häufigen Wanderungen gelegen, die historischen Stätten Trun, Disentis, das deutschsprachige Obersaxen mit seinem besonderen Charakter und nicht zuletzt sein urhüges, ursprüngliches Heimattal Lugnez mit Vrin, Lumbrein und Villa, in nächster Nähe seines Geburtsortes gelegen, prägten sich während seiner 17jährigen Pastoralzeit im Bündner Oberland tief in seine Seele ein. Die wache Teilnahme an der Kunstpflege, an der romanischen Spracherneuerung, seine hohe Wertschätzung unserer rätischen Kultur unterstützten ihn in seiner seelsorgerischen Tätigkeit. So nahm er schon damals in Obersaxen Kirchenrenovationen an die Hand, versuchte die Knabenschaften neu zu beleben, um sie stärker in den Dienst der Kirche und der sittlichen Ideale zu stellen. Seine schriftstellerische Tätigkeit brachte unter anderen zwei interessante Novellen zutage. Auch sie dienen der religiösen Erbauung. Caminada mußte für seine Arbeit nicht Ansporn von außen suchen. Seine wachen Sinne, sein scharfer Verstand regten ihn ständig an,

brachten ihn unentwegt hin zu den Menschen und ihren Nöten und Freuden, zu den Sachen, ihren Werten und Gebrechen. So besuchte er auf seinen wöchentlichen Gängen Dorf um Dorf, Kirche um Kirche, bestieg die engen Kirchtürme, um die Glocken zu erforschen, betrachtete die schönen, von einheimischen Schmieden gehämmerten Eisenkreuze auf den Friedhöfen, sprach mit den Leuten, notierte und meditierte. Damit schaffte er sich das Rüstzeug und die Erfahrung, die sein späteres vielschichtiges Werk ermöglichen.

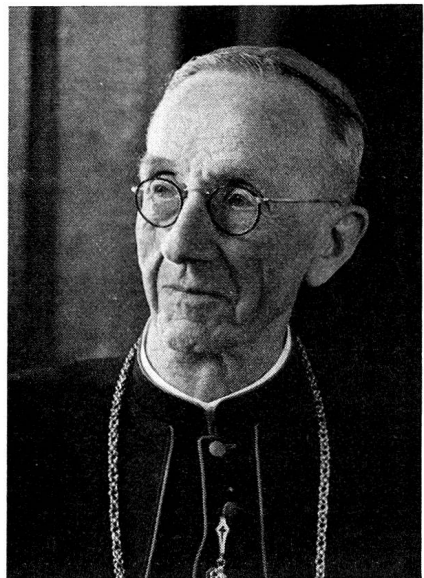
Bereits am Anfange seiner Sammel- und Forschertätigkeit geschah etwas Außerordentliches für ihn. Eines Tages erhielt der junge Pfarrer Caminada in Dardin den Besuch eines hohen Gastes. Es war Caspar Decurtins aus Trun, der Schöpfer der Rätoromanischen Chrestomathie. Decurtins hatte die seltene Gabe, gute Mitarbeiter für sein gigantisches Vorhaben ausfindig zu machen. So hatte er auch bald Rest Giusep Caminada als wichtigen späteren Mitarbeiter erkannt und ihn in seinen Arbeitskreis einbezogen. Ganze Berge von Büchern aus seiner Bibliothek pflegte er seinen «Untergebenen» zur Einführung in ihre durch ihn gestellten Aufgaben ins Haus zu bringen.

Im Jahre 1912 kam Caminada nach Trun. Dort wurde die Mitarbeit so bedeutend, die Freundschaft zwischen ihm und Decurtins so gefestigt, daß nach dessen Tode (1916) Caminada in der Lage war, die Chrestomathie mit der Veröffentlichung der Bände 11 und 12 zum Abschluß zu bringen. Diese letzten zwei Bände erschienen 1916 und 1919.

Als Caminada 1919 als Dompfarrer nach Chur beordert wurde, konnte er auf eine reiche organisatorische, seelsorgerische und literarische Arbeit zurückblicken. Neben der religiösen Erbauung suchte er auch den christlich-sozialen Gedanken in Familie und Arbeiterschaft zu tragen. Aus der Sorge um die Erhaltung althergebrachter Kulturgüter schrieb Bischof Caminada über Brauchtum und Erziehung, lesenswerte Artikel über das Wesen der Knabenschaften, über die Bedeutung der Erhaltung des ursprünglichen Dorfbildes auf Volks- und Charakterbildung. Bekannt wurden seine beiden Bücher «*Bündner Glocken*» (1915) und «*Bündner Friedhöfe*» (1918). Auch über das romanische

Schrifttum hat Caminada Grundlegendes geschrieben. Es ist interessant, zu verfolgen, wie er jeden Wissenszweig, dem er sich widmete, dem Nutzen und Frommen seines Hauptanliegens, der Seelsorge, unterstellte. Auch als Mitglied des Domkapitels, als Domdekan, Generalvikar und selbst als Diözesanbischof erlahmte Bischof Caminada nie in seiner Anstrengung, der Wissenschaft zu dienen, sie dem christlichen Ideal zu unterstellen, die geistigen und religiösen Werte in ihrer ganzen Reinheit zum Durchbruch zu verhelfen.

Die intensive Beschäftigung mit der Herausgabe und Durchsicht der vielen Bände der Chrestomathie machte Caminada wie keinen anderen bis heute vertraut mit dem seltenen und seltsamen Inhalt der romanischen Oralliteratur. Die Einblicke, die er in die Elemente heidnischer Relikte erhielt und später interpretierte, machten aus ihm einen wahren Deuter dieser schwierigen Zusammenhänge. Auf weiter Flur war er vorerst allein an der Arbeit, aus dem Ganzen vermischter Aussagen Teile, aus zusammengesuchten Bruchstücken Zusammenhänge der Lebens- und Denkweisen unserer frühen heidnischen Vorfahren zu ergründen.



Wenn schon diese bis jetzt erwähnten Werke eine beträchtliche Leistung darstellen, wesentliche Züge einer gründlichen und vielseitigen Auseinandersetzung mit althergebrachtem Kulturgut und mit Sprachproblemen bezeugen, so drang der hohe Würden-

träger mit seinen Studien über die verschiedenen heidnischen Kulte (Wasserkult 1930, Feuerkult 1933, Steinkult 1935 sowie Tierkult, Baum- und Feldkult) tiefer in die Geheimnisse vergangener Zeiten ein. Ohne seine direkte Mitwirkung an der Herausgabe der rätomanischen Chrestomathie von Caspar Decurtins hätten diese Arbeiten nie entstehen können. Da wurde die reiche mündliche Überlieferung der Rätomanen einmal für immer in Form von Märchen, Legenden, Zaubersprüchen, Sprichwörtern und Volksliedern festgenagelt, wurden uralte Denkformen der rätischen Vergangenheit aufgespeichert. Aus diesem Speicher schöpfte Caminada und legte Stein auf Stein zu seinen festgefühten Gebäuden. Wohl keiner hat vor und nach ihm den Inhalt der Chrestomathie in so hervorragender Art und Weise gekannt und mit so viel Intelligenz verwertet.

Zur besseren Begründung seiner Darlegungen in den Schriften über heidnische Kulte, im St. Margaretha-Lied, wurde namhafte Vergleichsliteratur ausländischer Volkskundler herangezogen, aus der Bretagne vor allem, aber auch aus Italien und aus anderen Nachbarländern. Weshalb rätisches Vergleichsmaterial nicht ausgiebiger verwendet wurde, liegt auf der Hand. Wichtige Aufsätze, die sich mit der Entzifferung alträtischer Zeichen und Inschriften beschäftigen, erschienen erst später aus der Feder von Prof. Dr. Hercli Bertogg, mit welchem sich Christianus Caminada in seinen letzten Lebensjahren eng verbunden fühlte.

Großes Aufsehen erregte 1938 sein Vortrag über das St. Margaretha-Lied in der Gesellschaft für Volkskunde in Basel. Unvergeßlich war der anschließende Vortrag des Liedes durch drei Volkssänger, der Weise, die Hanns In der Gand nach langem Forschen in der Heimatgemeinde Christianus Caminadas gefunden hatte. Die volkskundlich-historische Studie ist 1938 im Archiv für Volkskunde erschienen. Sie wird auch fernerhin eine feste Grundlage zu neuen Erkenntnissen aus dem interessanten Text und der Weise bilden.

Christianus Caminada hat sodann viele Kirchenrenovationen in die Wege geleitet, besonders die der Kathedrale zu Chur. So arbeitete er sich in die Problematik der Erneuerung und der Erhaltung der wichtigsten

Gotteshäuser Graubündens ein. Als hervorragender Kenner kirchlicher Kunst und ihrer Hilfswissenschaften veröffentlichte er wichtige kunstgeschichtliche Erkenntnisse in Fachzeitschriften. Caminada besaß eine erstaunliche Arbeitskraft, setzte sie zielbewußt ein und wußte, wo und wie eine Arbeit anzupacken ist. Hatte er einmal den Weg erkannt, gab es kein Zurück mehr. Er war kein Wortgewaltiger, wirkte aber durch die schlichte Kraft seines Ausdrucks. Kein Pathos beeinträchtigte sein einfaches Auftreten in Wort und Schrift. Das Erfassen des Kerngedankens einer Sache war stets eine seiner auffallendsten Fähig-

keiten. 1961 erschienen in einem Sammelband im Walter-Verlag, Olten, seine wichtigsten Aufsätze volkskundlichen Inhaltes mit der Aufschrift «Die verzauberten Täler, Kulte und Bräuche im alten Rätien». Diese Publikation war für den Fünfundachtzigjährigen eine große Genugtuung.

Vielseitige Interessen, Zielstrebigkeit und Arbeitsfreudigkeit haben Bischof Christianus Caminada zu einem großen Förderer und Gestalter rätischer Sprache und Kultur werden lassen. Der aus dem Leben abberufene Oberhirte wird in Bünden stets in lebendiger Erinnerung bleiben.

Alfons Maissen

Paul Martig

Am 16. Januar 1962 starb in St. Gallen, wo er bei einem Spezialarzt Erleichterung für sein Herzleiden suchte, Kunstmaler Paul Martig. Ein Künstlerleben von eigenartiger Bestimmung und besonderer Entfaltung fand seinen Abschluß. Paul Martig, der lange in Paris lebte, der sich dem französischen Wesen und französischen Geist innig verbunden fühlte, war seinem Geblüt nach wieder sehr alemannisch-schweizerisch. Er lebte zurückgezogen ganz seiner Kunst, vertiefte sich nach innen gerichtet in seine künstlerischen Probleme und ließ sich vom Pariser Kunstleben kaum berühren.

Paul Martig wurde am 25. September 1903 in Davos geboren, verbrachte aber, da sein Vater als Pfarrer nach Chur berufen wurde, seine Schuljahre in Chur, wuchs im Stampgarten auf und machte seine Matura an der Kantonschule. Mit Chur blieb Paul Martig auch später verbunden, zuerst durch sein Elternhaus, dann durch einen längeren Aufenthalt in den 1930er Jahren, wo er in der Stickerei an der Gürtelstraße ein Atelier hatte und Bilder von der Kathedrale, den Rheinwiesen, den Blick aus dem Fenster auf ein verschneites Nachbarhaus malte. Zu Chur ergab sich für den Maler eine neue Bindung, als er sich 1944 mit Fräulein Hoffmann verheiratete und oft auf Besuch kam. In den Kriegsjahren 1939 bis 1946 hielt er sich längere Zeit in Davos bei seiner

Mutter auf, die er in dieser Zeit durch den Tod verlor. In den letzten Jahren wurde Nufenen im Rheinwald sein beliebter Sommeraufenthalt, wo er mit seiner Familie jeweils viele Wochen zubrachte.

Die Familie Martig stammte aus dem Simmental. Die Mutter aber war Davoserin, und so fanden sich in der Natur des Künstlers Züge der ländlichen Bergbevölkerung mit solchen städtischer Bildung verbunden. Eine kräftige Statur umschloß eine eher empfindliche Gesundheit, eine schwerblütige Verslossenheit ein sensibles Gefühlswesen, eine heitere Herzlichkeit. Mit konsequenter Energie verfolgte Paul Martig den Weg, der ihm vorgezeichnet schien, und nie ließ er sich durch äußere Rücksichten von seinem Ziel ablenken.

Wenn Paul Martig sich zur französischen Kunst hingezogen fühlte, dann zeigte er sich keineswegs fasziniert von der Kultur der malerischen Technik, von der geistreichen Erfindung und Skizzierung oder von dem Zauber des Geschmacks, sondern was ihn fesselte, war die rationale Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Formgebung, jene logisch konstruktive Linearität, wie sie der antiken und der gotischen Kunst eigen ist. Martig liebte den herben, fast bäuerlichen Charakter der Brüder Le Nain und vor allem die strenge und einfache Größe Poussins.

Als Paul Martig nach der Matura nach Genf ging, schwankte er noch

zwischen der Malerei und der Musik; er besuchte gleichzeitig die Ecole des Beaux-Arts und das Konservatorium, wo er sich bei Otto Barblan im Orgelspiel ausbildete, daß er sich auch als Organist hätte betätigen können. Im Frühjahr 1926 dachte er, nur für einige Monate nach Paris zu fahren, aber es wurden Jahre und Jahrzehnte daraus, und er konnte sich von der geliebten Stadt nicht mehr trennen. Seit 1934 hatte er sein großes Atelier an der Rue Notre-Dame-des-Champs inne. Für sein formales Interesse war es bezeichnend, daß er in seinen Anfängen das schöne Bild Poussins: «Rebekka am Brunnen» kopierte, wo die fugenartige Verbindung der Dreiergruppen auch sein musikalisches Gefühl ansprach. Seine Wiedergabe, größer als das Original, war mehr eine Übertragung der Bildkomposition in eine andere Tonart als eine Kopie um des Kopierens willen.

Durch alle Jahre hindurch bewahrte sich der Maler Sinn und Verständnis für die alte Kunst; er besuchte die Museen und verbrachte oft den Sonntag im Louvre. Besonders fesselten ihn die antiken Sarkophage, meist gallorömische Arbeiten und darunter ein Relief mit dem Tod des Hektor, dann aber ebenso die Altäre der alt-niederländischen Meister, vor allem eine Komposition von Roger van der Weyden. Die hellenistische und die spätgotische Komposition verfolgte ihn durch Jahre, er bemühte sich um immer neue Abwandlungen des Grundthemas und um die Fruchtbarmachung der alten Kompositionsprinzipien für seine eigenen Erfindungen. Er suchte nicht den Wechsel und die Neuerung in der Kunst, sondern die unveränderlichen Gesetze der künstlerischen Gestaltung.

Paul Martig fand den Weg von der Variation der Themen zur Entfaltung ganzer Zyklen von Bildern, wie er schon für ein Davoser Hotel eine Bilderreihe von der Flüelapost entworfen hat. Nun arbeitete er an einem Zyklus religiös-symbolischer Visionen und Gedanken in großformatigen Kompositionen, wie sie etwa einen kirchlichen Raum hätten ausstatten können. Es war ihm nicht beschieden, diesen Plan zu Ende zu führen, mit dem er sich eine Aufgabe stellte, die ihn weitab führte von der gewohnten malerischen Tätigkeit. Aber war es nicht von jeher, von Manuel Deutsch bis zu Füßli und Altherr, eine Eigen-

tümlichkeit vieler Schweizer Künstler gewesen, jenseits aller vorherrschenden Malstile eine abwegige, aber phantasievolle Charakterkunst hervorzubringen, mit der Darstellung eine gedankliche Aussage zu verbinden?



Der Künstler besaß ein feines Sensorium für die Licht- und Tonwerte der Farben, eine behutsame Einfühlung in das Wesen der Töne. Bei seiner Zurückhaltung gegenüber den offenen, ungebrochenen Farben war er um so reicher in der musikalischen Nunancierung der malerischen Harmonie und Abstufung. Stilleben von Blumen und Dingen, an denen er bis zuletzt malte, waren seine ganze Liebe; denn sie bedingten ein Sichversenken in das Sein als Form und Leben, wie er es in den alten französischen Stilleben vorfand. Diese Fähigkeit der Beobachtung und der inneren Erfassung des dinglichen Seins bestimmten den Künstler zum Porträtisten. Seine Bildnisse geben eine sachgemäße Wiedergabe der physiognomischen Ähnlichkeit, aber aus seiner Empfindung für das Ganze stellte der Maler in seinen Modellen stets menschliche Persönlichkeiten dar. Das Bildnis sei-

nes Vaters ist ein besonders schönes Zeugnis seiner Porträtbegabung, aber auch die Bildnisse seiner Kinder und weiterer Personen seines Kreises sind beste Beispiele einer traditionellen Porträt Darstellung, während ja die modernen Bildnisse die Gesichtszüge zugunsten eines farbigen Gesamteindrucks oft vernachlässigen. Weil Martig den Umgang mit vielen Menschen nicht pflegte, in den Schweizer Städten wenig bekannt war, konnte er diese Seite seines Talentes kaum entfalten.

Paul Martig malte auch gern Straßen und Winkel von Paris, Straßenzüge mit niedrigen und höheren Häusern, Brücken mit der Spiegelung im Wasser, Partien der Quais, aber auch dunkle Gassen mit Laternen. Er liebte das Alltägliche, fast Provinzielle der Weltstadt mit den stillen Reizen der Verborgenheit und mit der tonig verschleierte Atmosphäre über den Dächern. Jenseits aller malerischen Gefälligkeit betrachtete der Künstler die sachliche Wirklichkeit der Häuser und Brücken und bettete ihr architektonisches Gefüge in seine Bildform. Wie in der Musik verband sich in seiner Malerei das Sinnfällige mit der Mathematik der Form.

Aber auch Landschaften malte Martig in Frankreich, in Chur, Davos und im Aargau, und wie in den Bildern aus Paris ging es ihm dabei um die Atmosphäre, das Licht, um die Struktur der Berge, um das Erfassen der Erscheinung und mehr noch um das Naturwirken hinter der Erscheinung, für das er empfänglich war. Kahle und blühende Bäume überschneiden oft die Zacken der Berge und geben den Bildern einen zeichnerischen Akzent. Die Kunst Paul Martigs ist vielschichtig, sie entspricht aber durchaus seiner Persönlichkeit, die aus einer vom Vater her geprägten Einstellung zur Welt das Sichtbare mit den hintergründigen Rätseln des Gedanklichen verketete.

Ulrich Christoffel

Alt Nationalrat Dr. Gaudenz Canova

Im Bündner Jahrbuch 1960 eröffnete Andreas Trippel unter dem Titel «Chur in den letzten 75 Jahren» eine illustrierte Artikelreihe, die er im folgenden Jahr über «Die Churer

Stadtverwaltung seit 1885» fortsetzte. Diesen Erinnerungen fügte er eine Foto bei, auf der sich der Churer Stadtrat, unter ihnen Gaudenz Canova, anlässlich der Einweihung des

restaurierten Ratssaales im Jahre 1943 vorstellte. Zwischen dieser Aufnahme und heute liegen knappe zwanzig Jahre. Doch wie haben sich in dieser Spanne Zeit die Reihen der damaligen Stadträte gelichtet!

Zu Beginn des Jahres 1962 ist auch Gaudenz Canova von uns gegangen. Mit ihm hat ein mutig gekämpftes Leben seine Ruhe gefunden. Als Sohn eines alten Emser Geschlechtes wurde er am Silvestertag 1887 in seinem Heimatdorf geboren, wo er neben sechs Geschwistern aufwuchs. Die vielseitigen und lebhaften Interessen und sein gewecktes Wesen bestimmten den Bauernbub zu höherer Ausbildung. Nach dem Besuch der Gymnasien von Immensee und St-Maurice widmete er sich an den Universitäten von Fribourg und Berlin dem Studium der Rechte, das er mit Auszeichnung mit dem Dokortitel abschloß. Nach einer kürzeren Stelle als Regierungssekretär übernahm er im Jahre 1918 die Advokaturpraxis von Dr. Christian Bay im Volkshaus, die während mehr als vierzig Jahren zur Zufluchtsstätte ungezählter Rechtssuchender werden sollte. Von allem Anfang an eignete ihm — Erbstück seiner einfachen Abstammung — ein besonderes Verständnis für die Nöte und Sorgen des einfachen Mitmenschen. Schon bald stand er im Ruf eines Fürsprechers der Armen, die sich Honorare anspruchsvoller Advokaten nicht leisten konnten. Seine Hilfsbereitschaft war nicht durch Vermögensausweis oder von der Höhe des Vorschusses, den ein Mandant zu leisten vermochte, bestimmt, wenn es galt, sich für Recht und Gerechtigkeit einzusetzen. Von dieser Grundhaltung ist Gaudenz Canova auch dann nicht abgewichen, als seine Praxis nach Anfangsschwierigkeiten sich eines regen Zuspruches erfreute. Sein vorbehaltloser und dynamischer Einsatz vor Gerichten und Behörden schuf ihm eine Fernwirkung, die Rechtssuchende aus allen Tälern Graubündens in seine Anwaltskanzlei lenkte. Diese Publizität des Advokaten der Armen und Bedrängten hat ihm aber auch viele Enttäuschungen eingetragen. Denn wie manchem unwürdigen Nutznießer und Querulanten hat er in gutgläubigem Eifer seine Hilfe geliehen!

Mit der Eröffnung seines Advokaturbüros trat Gaudenz Canova mit ebensolchem Elan und Erfolg ins po-

litische Leben. Der «Grütlibund» war während des ersten Weltkrieges zur Sozialdemokratischen Partei der Schweiz erstarkt und bot dem jungen Akademiker ein ausgiebiges Tätigkeitsfeld. Während achtzehn Jahren



leistete er als Mitglied des Großen und Kleinen Stadtrates und während vieler Jahre als Vizestadtpräsident von Cur aufbauende Arbeit. Daneben wirkte er während über 20 Jahren im Großen Rat, den er 1940 präsidierte. Die Ereignisse des zweiten Weltkrieges haben ihm die Würde des Ständepäsidenten allerdings verkürzt; die ordentliche Frühjahrssession konnte wegen der Generalmobilmachung im Mai 1940 nicht zusammentreten, so daß seine Wahl erst am 5. August stattfand. In den Jahren 1925 bis 1935, mit Unterbruch einer Amtsperiode, war er bündnerischer Abgeordneter im Nationalrat. Politische Freunde und Gegner erinnern sich noch heute an die lebhaften Debatten, die sein sprühender Geist und sein impulsives Temperament in den Ratssälen entfachten. Während einer Großrats-sitzung in den Krisenjahren versammelte er einmal auf der Zuhörertribüne die Arbeitslosen, um ihren harten Existenzkampf zu demonstrieren. Zu ihren Gunsten verzichteten auf seinen Antrag hin die Ratsherren auf ein Taggeld. Daneben scheute er nicht, auf die Straße zu treten und seinen Standpunkt vor aller Öffentlichkeit darzulegen. So führte er einmal eine große Schar Arbeitsloser in

einem Protestmarsch vor das Rathaus, wo er in zündender Rede für seine Schützlinge menschenwürdigere Lebensbedingungen forderte. Wenn er ihnen mit dieser Aktion auch keinen Arbeitsplatz beschaffen konnte, so schaute wenigstens für jeden ein Lebensmittelgutschein heraus.

Noch manche Erinnerung aus den Zeiten seiner politischen Taten ließe sich wecken, doch zeigen schon diese Reminiszenzen, mit welchem persönlichen Mut er zu Werke ging, wenn Not am Manne war. Müßig, zu erwähnen, daß dieser Feuerkopf mit solcher Strategie häufig ins Widerholz geriet mit den Aufgaben, denen er als Inhaber öffentlicher Ämter verpflichtet war. Aber wenn oft auch die Rechte nicht wußte, was die Linke tat, und manche ihn damals als «Revoluzzer» verschrien, dürfen wir heute, wo uns eine klärende Zeitspanne von seinem politischen Wirken trennt, feststellen, daß er sich mit lauterer Absichten für das Wohl des Staates und seiner Mitbürger ins Mittel legte. Für diese Hingabe im Dienste der Öffentlichkeit und Humanität sei Gaudenz Canova der Dank aller abgestattet.

Anfangs der vierziger Jahre zog sich der Verstorbene von der politischen Bühne zurück, um sich neben der Advokatur vermehrt seiner Familie und kultureller Tätigkeit zu widmen. An der Seite seiner aufopfernden Gattin hat er den vier Söhnen das Hochschulstudium erarbeitet, eine Leistung, die ihn als sorgenden Familienvater ehrt. Im Orchesterverein, in der Stadtmusik und im Stadtorchester fand Gaudenz Canova neben seiner anstrengenden Berufstätigkeit jenen Ausgleich, den er im politischen Getriebe nur allzulange entbehren mußte. Doch sein Herz, das während 75 Jahren ungezählte Kraftproben einer rastlosen Tätigkeit ertragen hatte, vermochte einem Infarkt nicht mehr Widerstand zu leisten und hörte am 21. Januar 1962 zu schlagen auf. Zum raschen Ende hat der tragische Tod seines geliebten Sohnes Romano beigetragen, der ihm wenige Wochen voranging. Dieser Schicksalsschlag hat seiner robusten Gesundheit den entscheidenden Stoß versetzt. Mit dem Hinschied von Dr. Gaudenz Canova hat ein arbeitsreiches, vielseitiges, von Helferwille und Güte getragenes Leben seine Erfüllung gefunden.

Rupert Felder

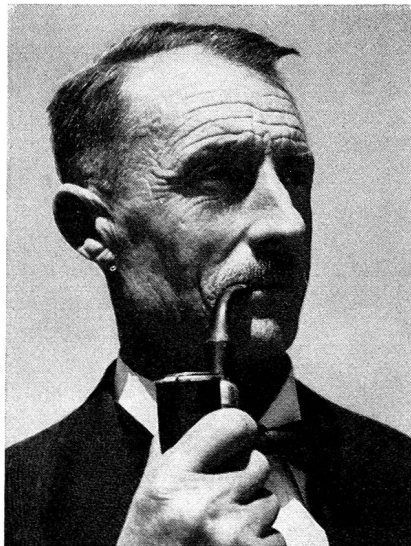
Alt Regierungsrat Konrad Bärtsch

Die Tage enteilen uns in unerbittlichem Ablauf; was einzig bleibt, ist die Erinnerung. Aus ihr wollen wir schöpfen im Gedenken an Konrad Bärtsch, der am 17. Februar 1962 abberufen wurde.

Von den nicht wenigen Begegnungen, die uns im Laufe der Jahre mit Konrad Bärtsch zusammenführten, ist es besonders eine, die der Erwähnung wert und würdig scheint: dem eben neu im Amt wirkenden Finanzchef., der im Frühjahr 1947, portiert von der Demokratischen Partei, als bündnerischer Regierungsrat gewählt worden war, galt in den ersten Tagen des Januar 1948 unser privater «Antritts»-Besuch im «Monopol». Dort trafen wir ihn am Platz seines Vorgängers. Seine kleine Gestalt wirkte hinter dem breiten Pult, der eine mäßige Aktenbesetzung aufwies, noch schwächtiger. Wir unterhielten uns über die bevorstehenden Aufgaben, die seiner warteten und die zu bewältigen ihm bestimmt war. Damals noch waren es schwere Fragen, die sich dem Bündnerischen Finanzchef stellten. Noch nichts war von einer kommenden Konjunktur im bündnerischen Staatshaushalt zu spüren. Gegenteils verfochten maßgebende Kreise gerade damals den Erlaß eines «Notprogramms». Und bekanntlich konnte sich Bärtsch diesen Stimmen und Stimmungen in der Folge nicht ganz entziehen. Er war es, der eine sogenannte «Sparkommission» einsetzte, die beauftragt war, den kantonalen Finanzhaushalt nach allen erdenklichen Einsparungsmöglichkeiten zu durchleuchten. Das war in den Jahren 1948–1950. Kurze Zeit später verfocht niemand mehr diese Sparten. So rasch vermögen sich die Zeiten zu ändern! Die Haltung Konrad Bärtschs verriet anlässlich dieser unserer Besprechung nicht das Mindeste von Spannung oder Beklemmung, wie es für einen Neuling auf dem verantwortungsvollen Posten des Finanzdirektors doch wohl verständlich gewesen wäre. Sein ganzes Wesen strahlte Ruhe und Abgeklärtheit aus, als sei er seiner selbst und der Aufgaben, die vor ihm lagen, völlig sicher. Bedächtig, knapp und ohne Umschweife fielen seine Äußerungen, wohlabgewogene, gedankenklare Feststellungen und Urteile. Nichts in aller

Welt schien ihm auch nur die geringsten Schwierigkeiten zu bereiten — als vielleicht einzig die Beschäftigung mit seiner unvermeidlichen Becherpfeife, die von ihm freilich dauernd unterhalten, gestopft, gelüftet und neu in Brand gesetzt werden mußte. Auch das geschah geduldig, gemessen, ohne Hast. Und wenn nach dem Anbrennen einer neuen Ladung der Qualm dem Pfeifenkopf entstieg, dann kniff Bärtsch sein rechtes Auge zu, wobei aber nie ganz gewiß war, ob dieses Blinzeln nur der Rauchfahne gelte oder halbwegs schalkhaft gemeint sei.

Bei diesem ersten Besuch schon wußten wir, daß Konrad Bärtsch in seiner ursprünglichen, markigen, unkomplizierten und gesetzten Art dem Kanton einen tüchtigen, starken und zielklaren Regierungsvertreter abgeben werde. In den folgenden neun Jahren seiner regierungsrätlichen Tätigkeit hat er diese Erwartungen denn auch vollauf erfüllt. Zu einem Volkstribun fehlte Bärtsch gewiß alles, Schwung, Beredsamkeit und Stoßkraft. Aber für die Verwaltung eines Departementes und darüber hinaus für ein maßgebendes Mitsprechen in allen Fragen der kantonalen Politik ver-



fügte er über hervorragende Eigenschaften, solide Kenntnisse, ein klares Urteil, politischen Spürsinn und kluges Abwägen. Das wurde namentlich deutlich, als er, nach Ablauf dreier

Jahre, während deren er mit Umsicht und auch mit bezeichnendem Sparsinn, dem er selbst in allen Teilen huldigte, die Finanzen verwaltet hatte, in das Bau- und Forstdepartement wechselte; hier leistete er Tüchtiges im Straßenwesen zunächst, in dem es sich darum handelte, alle Maßnahmen zu treffen, um den kommenden Entwicklungen mit dem rapid zunehmenden Autoverkehr einigermaßen gewachsen zu sein. Vor allem aber ist Konrad Bärtsch die Einleitung einer neuen kantonalen Wasserwirtschaftspolitik zu verdanken. Hier verschaffte er sich bleibende Verdienste, indem er gegen große Widerstände eine Revision des kantonalen Wasserrechtsgesetzes einleitete und bewerkstelligte, die dem Kanton u. a. das Recht der Beteiligung an den Wasserkraftnutzungen verlieh. Weitsicht, Festigkeit und kluges, geduldiges Operieren ließen ihn eine Vorlage ausarbeiten, verfechten und verwirklichen, die für den Kanton von eminenter Bedeutung ist. Die Zeit ist noch nicht da, um die volle Tragweite der Lex Bärtsch zu ermessen, da die restlichen, vor allem technischen Probleme, die mit dem kantonalen Beteiligungsrecht im Zusammenhang stehen, noch der Lösung harren. Aber dereinst wird diese Gesetzesrevision von 1954 als einer der allerbedeutendsten Marksteine einer aufbauenden kantonalen Konjunkturpolitik zu gelten haben.

Nach seinem Ausscheiden aus dem regierungsrätlichen Amte kehrte Konrad Bärtsch wieder in sein heimatliches Furna zurück, dem er während seiner Amtstätigkeit notgedrungen hatte entsagen müssen, kehrte zurück zu seinem Landwirtschaftsbetrieb und den Problemen einer kleinen Dorfgemeinschaft, deren er sich als Gemeindepräsident erneut willig und mit Erfolg annahm. Daneben galt sein besonderes Anliegen, seine Hingabe darf man sagen, den richterlichen Aufgaben, die er als stellvertretender Kantonsrichter und Vorsitzender verschiedener Expropriationskommissionen mit Freude auf sich nahm. Früher, vor seinem Eintritt in die Regierung, hatte er besonderes Ansehen als Laienpräsident des Bezirksgerichtes Oberlandquart genossen und die Juristen nicht selten durch seine zuverlässigen Kenntnisse und seine klare Urteilskraft frappiert, ganz zu schweigen von seiner unbestechlichen Grad-

Jules Ferdmann

linigkeit, die nie auch nur den geringsten Zweifel an seiner integeren Gesinnung aufkommen ließ. Die gleichen hohen Gaben bewährten sich in den richterlichen Chargen, die er in seinem letzten Lebensabschnitt versah. Unsere Zivil- und Strafrechtspflege ist und bleibt auf das Mitwirken sachkundiger Laien angewiesen, wenn sie volksnah bleiben und nicht zu einer ausschließlichen Domäne der Juristen werden soll.

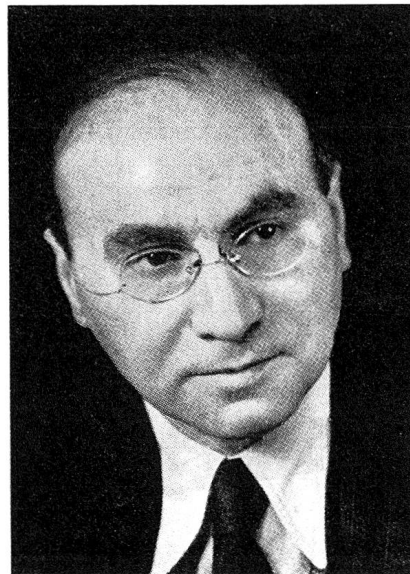
Derartige Männer wie Konrad Bärtsch, auch wenn sie unspektakulär wirken und keine hohen Töne von sich geben, sind aber nicht nur für einzelne Aufgaben, sind vielmehr für unsere Demokratie ganz allgemein schlechterdings unentbehrlich. Denn das Land ist neben den Stürmern und Drängern, neben so und so vielen Opportunisten auf das ruhige, kernige, zuverlässige Element angewiesen, auf das Mittelmaß möchte man beinahe sagen, auf Männer, die sich nicht vor-drängen, aber einfach da sind, zur Verfügung stehen, wenn sie gerufen werden, und die, wenn es um Entscheidungen geht, letzten Endes den Ausschlag zu geben haben. Zu ihnen gehörte Konrad Bärtsch. Sein Wirken namentlich in der Demokratischen Partei, zu der er recht spät, als Großrat erst, stieß, da er sich in schwerer Krisenzeit von ihrem Konjunkturprogramm angesprochen fühlte, wird un-gewiss vergessen bleiben. Er war kein Lauter, aber einer der Zuverlässigsten, wenn es um grundsätzliche Fragen ging, zu denen er sich, unbekümmert um politische Kursschwankungen, bekannte.

In einem langen, gradlinigen Wirken hat Konrad Bärtsch der bündnerischen Öffentlichkeit zuverlässig gedient als Gemeindepräsident, als Landammann, Großrat, Bezirksgerichtspräsident, als Bankrat und Regierungsrat. Aber die Bekleidung dieser zahlreichen Ämter, mit denen teils Ehren und Repräsentationen verbunden waren, hat ihn in seinem Wesen nicht auch nur im geringsten zu ändern vermocht. Er blieb der einfache, wort-karge Furner, treu seinem Herkommen und treu dem Volk, dem er zu dienen hatte. Am 17. Februar 1962 wurde er plötzlich abberufen, nachdem er zwei Jahre zuvor von einer ersten Erkrankung heimgesucht worden war.

Peter Metz

In der Frühe des 12. März 1962 starb in der Zürcher Hochgebirgsklinik Clavadel Jules Ferdmann. Mit ihm ist eine zentrale Gestalt des geistigen und kulturellen Lebens aus dem Ortsbild von Davos verschwunden. Den Schmerz über den herben Verlust werden Familie und Freunde wie Bekannte von nah und fern wohl nur angesichts der Erlösung von seinem leidvollen Lebensweg überwinden können. Wir sprechen den Hinterbliebenen unser tiefempfundenes Beileid aus und gönnen dem Entschlafenen Ruhe und Frieden. Der teure Verstorbene selber wählte im Geleitwort zu seinem Werk, dem schmalen Bändchen «Höhenluft» Worte, die Gany-med in Goethes gleichnamigem Gedicht an Zeus richtet:

Hinauf! Hinauf strebt's ...
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!



Jules Ferdmann war am 3. März 1889 im Osten des europäischen Rußlands in der Stadt Samara an der Wolga (heute Kuibyschew) zur Welt gekommen. Als junger Bursche schon von einem unbändigen Freiheitswillen beseelt, ging er vom Gymnasium weg als Korrektor und Journalist an eine neu gegründete Zeitschrift, deren Mitarbeiter ihrer demokratischen Gesinnung wegen bald in Ungnade fielen, hatten sie doch nicht mehr und nicht weniger im Sinn als die Mitarbeit an

einer Kultivierung und Demokratisierung Rußlands in Anlehnung an Westeuropa. Das Blatt wurde verboten, und die jungen Freiheitskämpfer wurden in die Verbannung geschickt. Von seinem Vater unterstützt, gelang Ferdmann 1911 die Flucht nach Deutschland, wo er das Technikum Mittweida in Sachsen absolvierte.

Im Dezember 1913 kam der Vier- undzwanzigjährige nach Zürich, wo er kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges eine Anstellung bei der Firma Brown Boveri & Co. in Baden fand. Seine einst robuste Gesundheit war bereits erschüttert, und im Dezember 1915 erkrankte er an einer schweren Lungentuberkulose, von der er zunächst in einer Heilstätte in Leysin Heilung suchte. Während dieser Zeit schon arbeitete er ununterbrochen, griff tieferschürfende Fragen sozialer und kultureller Art auf im Bestreben, seiner alten Heimat auf diese Weise nützlich zu sein.

Die Heilung in Leysin blieb aus, und so zog J. Ferdmann im Sommer 1920 nach Davos. Hier lebte er zunächst im damaligen Russischen Sanatorium, dem heutigen Hotel «Slalom», und verdiente sich seinen Lebensunterhalt, der seinem auf Verzicht und Bescheidenheit ausgerichteten Leben entsprach, als Lehrer für verschiedene Fächer in den Sanatorien. Sein Gesundheitszustand besserte sich hier oben, und er gründete im Oktober 1925 die «Davoser Revue», ein Unternehmen, dem nur wenige Menschen eine erfolgreiche Zukunft voraussagten. Die Möglichkeit, eine hochstehende Zeitschrift auf die Dauer in Davos zu erhalten, schien einfach ausgeschlossen. Aber man hat nicht mit der Zähigkeit Ferdmanns, ein einmal gestecktes Ziel zu erreichen, gerechnet. Er wußte um die wichtige Aufgabe, die eine solche Zeitschrift gerade an einem Ort wie Davos zu erfüllen hat, und vor allem war er bereit, alle Opfer und Mühen für ihre Erhaltung auf sich zu nehmen, wobei es einer durch und durch idealistischen Einstellung bedurfte.

Seither sind beinahe 37 Jahre vergangen. Die «Davoser Revue» hat sich in dieser Zeit zu einem weit über die Grenzen der Landschaft Davos hinaus hochgeschätzten Organ entwickelt, des-

sen Publikationen in Kreisen der Wissenschaft und der Presse immer und immer wieder Bewunderung und Anerkennung gefunden haben. Kein anderer Kurort hat ihresgleichen. Zu Recht kann die «Davoser Revue» als zuverlässiges Nachschlagewerk für die Davoser Vorkommnisse der vergangenen dreieinhalb Jahrzehnte bezeichnet werden. Außerdem sind in der Rubrik «Davoser Chronik» die mannigfaltigsten Ereignisse stets gewissenhaft beleuchtet worden. Immer mehr vertiefte sich Ferdmann in den Werdegang seiner Wahlheimat Davos — er hatte 1934 für sich und seine zweite Frau das Bürgerrecht der Gemeinde Wiesen erworben — und in den Werdegang des Davoser Volkes, so daß die «Revue» immer mehr eine neue, heimatkundliche Richtung einschlug. In den ersten Jahrgängen bereits finden sich kleinere und größere Arbeiten solcher Art; die erste größere war die 1934 erschienene Biographie Willem Jan Holsboers; es folgte 1936 ein gewichtiges Sonderheft «Zur Fünfhundertfeier des Zehngerichtenbundes», an dem neben ihm an die zwanzig Bündner Forscher mitwirkten. 1938 erschienen «Die Anfänge des Kurortes Davos», 1947 «Der Aufstieg von Davos», zwei Werke, auf die Davos stolz sein darf, kann sich doch kein anderer Kurort rühmen, über derartige tiefeschürfende Werke zu verfügen. Leider konnte der dritte Band nicht mehr verwirklicht werden.

In den letzten Jahren hat sich Ferdmann, dessen gesundheitlicher Zustand immer und immer wieder durch schwere und schwerste Krankheiten erschüttert war und blieb, die er dank der Fürsorge seiner Gattin und dank auch der ärztlichen Hilfe stets mit der ihm eigenen Zähigkeit wenn auch nicht besiegte, so doch immer wieder überwand, in aufopfernder Weise und mit einer einzigartigen Forscher-Akribie der Erforschung der alten Orts- und Flurnamen unserer Landschaft gewidmet, weil er vor allem das Rätsel der Frühbesiedlung von Davos lösen wollte. Hierin waren ihm seine vorzüglichen sprachlichen Kenntnisse eine wertvolle Stütze. Die schwere Aufgabe hat er denn auch zu einem glücklichen Ende geführt. Seine letzte große Studie über den heiligen Luzius ist ein bedeutender Beitrag an die Geschichte des Landes.

Eine lange Reihe von Festschriften, alle in den Rahmen der geschicht-

lichen Forschung und Entwicklung gestellt, zeugten davon, wie gründlich J. Ferdmann Land und Leute von Davos erforscht und gekannt hat. Wir nennen einige: «50 Jahre Verkehrsverein Davos», «30 Jahre Kunstgesellschaft Davos», «50 Jahre Molkerei Davos», «50 Jahre Handels- und Gewerbeverein Davos», «75 Jahre Eisbahn Davos», «25 Jahre Hockey-Club Davos», «25 Jahre Davos-Parsenn-Bahn», «25 Jahre Pro Parsenn», «100 Jahre Kindschi». Ein besinnliches Büchlein, von dem eingangs schon die Rede war: «Höhenluft», eine lange Reihe weiterer Beiträge über Davos in der in- und ausländischen Presse zeugen, neben der Herausgabe seiner «Davoser Revue», von der unermüdlichen Arbeit ihres Verfassers, über dem stets der Schatten der Krankheit lag, die ihn aber nicht daran hinderte, tage- und nächtelang seiner Tätigkeit nachzugehen. Auch hier unterstützte ihn seine Frau, selber eine versierte Journalistin, nach bestem Wissen; sie war ihm eine gute Mitarbeiterin im wahren Sinne des Wortes und er ihr ein leuchtendes Vorbild.

Jules Ferdmann darf auch als eigentlicher Initiator des Davoser Heimatmuseums angesprochen werden, indem er die Idee von Lehrer Martin Schmid, welche in einem im August 1934 in der «Davoser Zeitung» erschienenen Aufsatz zum Ausdruck kam, Zeugen der Davoser Vergangenheit zu sammeln und in einem Stübchen niederzulegen, aufgriff. Das gab ihm Gelegenheit, mit dem von ihm längst gehegten Plan eines Davoser Museums an die Öffentlichkeit zu gelangen. So begrüßte er in der «Davoser Zeitung» den Aufsatz Martin Schmid und regte an, die Sache gleich von Anfang an auf breitere Basis zu stellen und ein kulturhistorisches Museum zu schaffen. Er schrieb damals unter anderem: «Die in Davos geleistete kulturelle Arbeit ist außerordentlich groß, nur ist vieles verzettelt und dem uneingeweihten Auge unzugänglich. Ein kulturhistorisches Museum in Davos würde diese Arbeit veranschaulichen. In diesem Museum sollten neben geologischen und historischen Funden, neben Kulturdenkmälern der alten Davoser auch naturwissenschaftliche Kollektionen, Bilder, Bücher, Diagramme usw. Platz finden, die das neue Davos veranschaulichen ... Nichts wirbt für einen Ort besser als eine an ihm selbst geleistete eigene

Arbeit. Und in Davos haben wir Material genug, um ein umfassendes kulturhistorisches Museum zustande zu bringen. Man sollte nur endlich einmal ernstlich an die Sammlung des Stoffes herangehen.» Es folgten weitere Aufsätze Ferdmanns in dieser Richtung, die ihre Wirkung nicht verfehlten, worauf am 26. April 1935 in der Großen Stube des Rathauses die konstituierende Versammlung des Vereins für das Davoser Heimatmuseum stattfinden konnte. Der Kleine Landrat mit Landammann Dr. Erhard Branger an der Spitze und ein Dreierkomitee, bestehend aus Jules Ferdmann, Kurdirektor H. Valär und Pfarrer Gredig, hatten die Vorarbeiten geleistet. Der Vorstand des Heimatmuseums Davos betrauert mit dem Ableben von Jules Ferdmann einen verdienstvollen Förderer und gewissenhaften Mitarbeiter. Jules Ferdmann leitete auch vier Jahre lang im Auftrag der Kunstgesellschaft Davos unentgeltlich den «Gästezirkel Davos», und 20 Jahre lang war er ehrenamtlicher Sekretär des Internat. Schach-Clubs Davos.

In dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste um die Geschichtsforschung verlieh ihm die Gemeinde Davos 1957 das Ehrenbürgerrecht.

Über diese Ehrung hat er sich aufrichtig gefreut. Wer immer in Davos etwas wissen wollte, wandte sich an Jules Ferdmann. Schulklassen aus dem Unterland führte er durch die Landschaft, weckte in den Kindern, denen er besonders zugetan war, Interesse und Freude an der Heimatkunde; unzählige Besucher aus dem In- und Ausland fanden im Laufe der Zeit den Weg zu ihm, um sich Material über Davos — das frühere und das heutige Davos — zu holen. Auch der Verkehrsverein durfte sich immer wieder auf seine gewissenhaften Auskünfte und Angaben stützen. Immer war er hilfsbereit, immer willig, uneigennützig und aus Liebe zur Sache dem Ort zu dienen, der ihm einst Genesung schenkte und von dessen Sendung als Ort der Heilkraft und des Lichtes er bis zum letzten Atemzug überzeugt war.

Die letzten Lebensjahre J. Ferdmanns waren überschattet von vielen Leiden körperlicher und in all der Zeit auch seelischer Art; denn nicht alle haben ihm das Leben und Schaffen leicht gemacht, haben auf seine äußerst sensible Natur Rücksicht genommen. Davos hat jetzt seinen Chro-

nisten verloren, viele verloren einen Freund, seine Frau den klugen und bedeutenden Gefährten, die Tochterfamilie den gütigen Vater und Großvater.

In den letzten Wochen seines Lebens begab sich Jules Ferdmann wegen komplizierter Untersuchungen ins Tiefland. Das Heimweh nach seinem geliebten Davos plagte ihn mehr als alles andere. Er schrieb: «Bis heute bleibe ich im Ungewissen. Ähnlich grau in grau ist auch die Aussicht, wenn ich zum Fenster trete. Die paar Häuser, die ich im Vordergrund sehe,

sind wie erstarrt, kein Zeichen des Lebens im Umkreis, und weiter hinten ist alles eingehüllt in einen dichten Nebel. Wie anders ist doch unser liebes Davos!» Diese Zeilen gehören mit zu den letzten, die Jules Ferdmann schrieb. Sie bedürfen keines Kommentars.

Möge die sich aufdrängende bange Frage, was nun mit der «Revue» geschehe, eine positive Lösung im Sinne einer Weiterpublikation finden. Die Verdienste von Jules Ferdmann um Davos seien über das Grab hinaus unvergessen. Fritz Dürst

Josias Hartmann

Auf dem Wildboden, abseits von allem Lärm und Verkehr, vom Hasten drängender Menschen, auf dem stillen und einzigartigen Davoser Waldfriedhof ruhen seit diesem Frühling die sterblichen Reste von Sekundarlehrer Josias Hartmann. Hier, auf einer leichten und weiten Anhöhe, zwischen Platz und Frauenkirch, beschattet vom zart-verhaltenen Grün freistehender Lärchen, hat einer Ruhe gefunden, dessen empfindsames und oft unruhiges Herz viel erlebt und erlitten, dessen Geist viel gesucht und erfahren hat.

Am 13. März 1885 wurde Josias Hartmann im «Althus» in Sais geboren. Im ersten Lebensjahr wäre er beinahe in der Wiege erstickt, worauf ihn die Großeltern Schrofer zu sich nahmen und auferzogen. Während vier Sommern war sein Großvater Senn auf der Churer Ochsenalp und nahm die beiden ältesten Enkel, Josi und Jöri, mit als Hüterbuben. Dort erlebte er die Freuden, aber auch die Leiden des Hirtenlebens. Vor eigene Verantwortung gestellt, galt es, sich zu bewähren, wurde die Selbständigkeit gefördert. Das Hüten war schon für manchen Bündner Buben eine ausgezeichnete Schulung im Beobachten der Tiere und Pflanzen, ein geeignetes Feld für die Entfaltung der Phantasie und des Denkens.

Mit bewegten Worten hat Josias Hartmann auch vom Schicksal seiner Großmutter väterlicherseits erzählt. Sie war eine protestantische Französin, die sein anderer Großvater in Paris,

wo sie die Tochter seines Meisters, eines Zuckerbäckers, war, geheiratet hatte. Wenige Jahre darauf zogen die jungen Eheleute nach Trimmis, und die damit notwendige Umstellung für die Pariserin ist kaum auszudenken. Der damalige katholische Pfarrer Furger nahm sich der aus der Weltstadt in das kleine Bauerndorf Verpflanzten, Entwurzelten und Anderssprachigen an und erfüllte ihre Bitte, daß er an ihrem Grabe, am Grabe einer wohl zum Teil auch aus Heimweh und Einsamkeit früh verstorbenen Hugenottin, ein Vaterunser in ihrer Muttersprache betete. Was mußte dieser Frau die Sprache ihrer Jugendzeit, ihrer Heimat bedeutet haben! Das schwer zu erfassende Wesen des Heimgegangenen Josias Hartmann, seine körperlich wie seelisch eher feine und empfindsame Art, die sich auch in den Gesichtszügen äußerte, sein sprühendes Temperament, seine außerordentliche geistige Beweglichkeit und Lebendigkeit sind von seiner besonderen Jugend und von seinem Erbgut her zu verstehen.

Von seinen Primarlehrern liebte und verehrte Jos. Hartmann zeit lebens den späteren Redaktor und Dichter Georg Luck und J. U. Meng in Trimmis, der seine Schüler auch das Feld- und Heumessen und das Zweien von Obstbäumen lehrte. Im Lehrerseminar, das der sehr aufgeweckte Knabe besuchen durfte, sei er durch Paul Conrad zum gründlichen Erlernen der deutschen Sprache und Grammatik geführt worden. Durch Con-

rad und Florin sei auch die Liebe zur Muttersprache geweckt worden, die Hartmann später beherrschte und in treffenden, bildhaften Formulierungen anzuwenden wußte, sowohl im anregenden Gespräch wie auch schriftlich. Als er einmal bei F. Pieth zum Wiederholen einer Geschichtslektion aufgerufen wurde, erzählte der Sayer Bursche, der auch selber schon über Geschichte gelesen, im Eifer mehr, als der Professor gelehrt hatte, und in darauffolgenden Gesprächen wurde die Saat für das große Interesse an der Geschichte gelegt.

Als Fremdsprache wählte Hartmann zu Ehren seiner Großmutter Französisch. Aber seltsam, so gut seine Leistungen im Deutschen bald waren, des Französischen wegen mußte er eine Klasse wiederholen, was ihm sehr weh tat.

Als junger Lehrer wirkte Hartmann zunächst an der Oberschule in Klosters-Platz. An langen Abenden hat er sehr viel gelesen, die Klassiker und andere Meister der deutschen Sprache. Ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis erlaubte ihm später, mit untrüglicher Sicherheit wichtige Stellen zu zitieren. Er vertiefte sich auch in Psychologie, befaßte sich mit Graphologie und Hypnose; er half mit, den Klosterser Dialekt auf Grammophonplatten aufzunehmen, und unterzog sich eingehenden Studien über die Klosterser Hexenprozesse. Im Sommer wurde ihm das Verkehrsbüro anvertraut, und so kam es zu manchen bedeutsamen Begegnungen mit Gästen aus aller Welt. Er nahm lebendigen Anteil an der Entwicklung des aufstrebenden Sportortes, ganz besonders aber an allem, was ihm die Welt der Bücher vermittelte.

1913 wurde er nach Davos-Platz gewählt, wo er ein Jahr an der 6. Primarklasse und hierauf an der Sekundarschule unterrichtete, bis er 1950 zurücktrat. Sein lebendiger Unterricht, sein Talent, zu erzählen, sein großes Wissen und Können hat seine Schüler sehr beeindruckt. In seinem Schulzimmer standen auf dem langen Experimentiertisch und auf Gestellen allerhand Fläschchen, Gläser und einfache Apparate, um das, was er etwa in der Naturkunde lehrte, auch im Experiment zu veranschaulichen. Er konnte während mehrerer Lektionen sehr ausführlich und eine Fülle interessanter Einfälle einfluchtend über ein Thema berichten, um später während einer

oder mehr Stunden völlig frei, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, darüber zu diktieren. Eines gab es im Unterricht von Hartmann nie: Langeweile. Einer seiner Schüler hat anlässlich des Todes seines Lehrers geschrieben, daß ihm stets in Erinnerung bleibe, wie Hartmann schon in der ersten Stunde «dastand und ohne lange Einleitung gleich loslegte, uns fast überrannte mit seinem schäumenden Temperament, seinem weit-ausholenden Wissen und auch mit seinen lebhaften Bewegungen vor der Klasse».

Während vielen Jahren wohnte Hartmann in der «Grüeni» einer kleinen Sonnenterrasse am Südwestausgang von Davos-Platz, von wo sein Blick über die Häuser und Siedlungen des Tales hinweg in die Weite der Wiesen, Wälder und Berge reichte. Die Weite, auch im Geistigen, hat er Zeit seines Lebens gesucht. Es ist erstaunlich, wie vielseitig seine Begabungen und Interessen waren und auf welch verschiedenen Gebieten er sich betätigte. Während langen Jahren und in vielen Stunden des Tages und der Nacht setzte er sich sehr eingehend mit den Dichtern und Denkern auseinander. Er war nicht nur in der deutschen, sondern auch in der russischen Literatur gut bewandert, studierte die einschlägigen Neuerscheinungen und Zeitschriften. Er befaßte sich eifrig mit Philosophie und Psychologie, besaß die Hauptwerke von Freud, Adler, Bleuler, Mäder, C. G. Jung, Kräppelin und anderen. Dazu war er ein guter Kenner der Pflanzen- und Tierwelt, vor allem seiner Bündner Heimat. Er verfaßte eine Arbeit über die Familie Sprecher, veröffentlichte in Jahresberichten des Bündner Lehrervereins die Arbeiten: «Die Berücksichtigung des Aktuellen im Unterricht» (1915, 33./34. Jahrgang) und «Wege zur Natur» (1925, 43. Jahrgang). Er schrieb ferner über die Flora und Fauna von Davos und des Engadins. Er hielt eine ganze Reihe von Vorträgen über naturkundliche Themen, über Dichtung, Erziehung, Sternkunde, und stets hat er in temperamentvoller Weise seine Hörer durch Wort und Bild zu fesseln vermocht.

Er stand in persönlichem und schriftlichem Kontakt mit einer Reihe von Persönlichkeiten und freute sich stets, wenn er Gäste, auch ehemalige Schüler, empfangen durfte; er war

ein gütiger Gastgeber und schätzte die Freundschaft verstehender Mitmenschen.

Hartmann war Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereinigungen und entfaltete eine reiche Tätigkeit auch in der in den zwanziger Jahren gegründeten Kunstgesellschaft Davos. Während 25 Jahren war er deren Aktuar und half entscheidend mit, die Redner auszuwählen. Auch diese Tätigkeit gab ihm viele Anregungen, brachte ihn ins Gespräch mit manchem maßgebenden Vertreter aus der Welt des Geistes. Gerne erzählte er später, wie es beispielsweise gelang, C. G. Jung für einen Vortrag in Davos zu gewinnen. So trug Hartmann durch seine eigenen Vorträge und durch seine Tätigkeit in der Kunstgesellschaft während Jahrzehnten wesentlich bei zur Pflege des kulturellen Lebens in Davos, was im Kur- und Sportort mit den verschiedenen Veranstaltungen und Zerstreungen nicht immer so leicht und selbstverständlich war.



Das Bild dieser Jahrzehnte muß aber noch ergänzt werden durch den Hinweis auf viel Schweres, das Hartmann erlebte, als seine erste Frau unheilbar erkrankte. Sie, die mit ihm rege geistige Interessen geteilt hatte, konnte den Lebensweg schließlich nicht mehr mit ihm gemeinsam gehen. Ihm fehlte jetzt nicht nur die mitfühlende Ehegattin, sondern auch ein geordnetes Heim, sollte er doch zu seiner Sorge und zu seinem langen Schulweg auch noch den Haushalt allein führen. Das war viel, zu Zeiten

zuviel für ihn. Die Mahlzeiten wurden nicht mehr immer regelmäßig eingenommen, und gelegentlich war es spät, wenn er den Heimweg antrat. In diesen schweren Jahren aber hat er einen tieferen Zugang zur Musik, dieser großen Trösterin, gefunden, und Werke Bachs, Beethovens, Haydns, Mozarts und Schumanns ertönten oft in seinem stillen Hause. Das Verständnis für die Musik suchte er auch in seinen Schülern zu wecken, indem er nicht selten vor Ostern oder Weihnachten oder sonst bei besonderen Anlässen ein Stück eines großen Meisters auf einer Schallplatte wiedergab, auch wenn die Lektion in Naturkunde, Deutsch oder Geschichte dadurch gekürzt wurde.

Nach den Jahren mit der zunehmenden geistigen Umnachtung seiner Frau folgte später die Schließung einer neuen Ehe mit einer — wie schon das erstmal — ehemaligen Schülerin. Mit Frau Emmy Hartmann-Wenger durfte er wieder ein freundliches Heim erleben. Zudem hatte er eine Weggenossin gefunden, die ihm in seiner großen Arbeit, die noch kommen sollte, tapfer und helfend zur Seite stand. 1946 wurde Josias Hartmann in die kantonale Lehrmittelkommission berufen, wo er bald darauf über Realienbücher zu referieren hatte. Er erhielt dann den Auftrag, neue Realienbücher für die Mittel- und für die Oberstufe der Bündner Volksschule zu schaffen. In jahrelanger, mühevoller Arbeit hat er die Pläne aus- und umgearbeitet, Artikel geschrieben und geeignete Mitarbeiter herbeigezogen. Dabei hat den Hauptteil der sehr umfangreichen Schreibearbeiten seine Frau übernommen. Die Erfüllung der übernommenen Aufgabe wurde für Hartmann jedoch erschwert durch andauernde Leiden im Anschluß an eine Angina pectoris und durch eine sehr langwierige und schmerzhaftige Augenentzündung. Schließlich aber konnte er 1956 das umfangreiche Manuskript für das Realienbuch der Mittelstufe vorlegen mit dem Titel: «Vom Bündner Volk und Bündnerland». Das 1959 erschienene, prächtig ausgestattete und trefflich illustrierte Werk ist mehr als ein Lehrmittel. Es sollte nach dem inigen und oft wiederholten Wunsch des Verfassers nicht nur in der Bündner Jugend geneigte Leser finden, sondern auch im Kreis der Erwachsenen. Es sollte ein Familienbuch werden. Bisher besaß Graubünden zwar eine

Reihe wertvoller heimatkundlicher Schriften und Bücher über einzelne Talschaften. Mit dem Werk Hartmanns, dem lange sein ganzes Denken, Mühen und Trachten galt, aber ist erstmals ein eigentliches Bündner Heimatbuch Wirklichkeit geworden. Es ist nicht ein Lehrmittel im üblichen Sinn, sondern es will dem Lehrer vor allem wertvolle Begleitstoffe zu den verschiedenen Gebieten des Realunterrichtes vermitteln und, wie erwähnt, gleichzeitig ein Heimat- und Familienbuch sein. Im Geiste hat sich Hartmann ausgemalt, wie sich Eltern und Kinder gemeinsam in das Buch vertiefen werden.

Sehr geschmerzt hat es den Verfasser, daß es ihm nicht mehr möglich war, ein Realienbuch für die Oberstufe zu schaffen und daß seine Kräfte auch nicht mehr reichten, den weiteren schon gesammelten Stoff in einem zweiten Heimatbuch herauszugeben. In den Gesprächen der letzten Jahre hat er immer wieder diesen geplanten zweiten Band erwähnt, von den vorgesehenen und schon weitgehend bereinigten Kapiteln berichtet. Seine Augen aber erlaubten ihm das Arbeiten nicht mehr, und die Leiden und Zeichen des Alters, auch die Empfindsamkeit und Verletzbarkeit, mehrten sich. Jener einst überaus unterhaltsame und geistreiche Gesprächspartner, der in seiner etwas breiten Sprechweise während Stunden so originell und anschaulich zu erzählen wußte, daß man oft wenig einzuflechten vermochte, war müde geworden und bedurfte in vermehrtem Maße der Betreuung durch die ihn mit aufopfernder Hingabe pflegende Gattin.

In seinem Heimatbuch schreibt Josias Hartmann selber unter dem Titel «Stätten der Ehrfurcht und Andacht» über den Davoser Waldfriedhof, der ihm jetzt zur letzten Ruhestätte geworden ist: «Stört ein frohmütiger, durchsonnter Lärchenwald jene Andacht und Ehrfurcht, die wir den Toten schulden? Man könnte so fragen. Aber wer sich die Antwort zurechtlegt, weiß, daß kein Grund zu einer Einwendung besteht. Die Frohmütigkeit eines Lärchenwaldes über Gräbern verneint wahre Trauer nicht. Er kennt selbst die Vergänglichkeit, muß es erdulden, daß das herrlich grüne Nadelwerk des Sommers im Herbst zur Erde sinkt, nachdem es sich stehend noch in lauter Gold gewandelt

hat. . . . Der Davoser Waldfriedhof ist einzigartig. Er ist es des Ortes wegen, wo er sich befindet; er ist es seiner ganzen Anlage nach, und zu seiner Einzigartigkeit gehört noch das Dritte, das wir auch gestreift haben: er birgt auch das Verwesliche vieler, sehr weithergereister Menschen. Er ist mehr als nur eine gemeinsame brüderliche Ruhestätte der Toten einer Gemeinde, eines Tales, des Bündnerlandes oder

des Schweizerlandes: er ist ein Friedhof, der der ganzen Welt zugehört: ein *Weltfriedhof*.»

Möge ihm, der seine Lebensaufgabe im engen Kreis von Klosters und Davos erfüllte und seiner Bündner Heimat sein Hauptwerk widmete, der aber auch manche Erscheinung der weiten Welt zu erfassen sich eifrig bemühte, die Davoser Erde des Weltfriedhofes leicht sein. Conrad Buol

Prof. Dr. Lorenz Joos

Wir haben Herrn Professor Dr. Lorenz Joos als Geographielehrer an der Kantonsschule, als Kollege (ebenda) und als Mitglied in verschiedenen Kommissionen und Vorständen kennen gelernt, und siehe: er war immer der gleiche, ruhig denkende, wohlmeinende und grundgütige Mensch. Immer versuchte er den «ändern» zu verstehen, selbst wenn er von vornherein anderer Meinung war. Und wenn sich



allmählich übereinstimmende Gesichtspunkte ergaben, so konnte er gelegentlich laut lachen und sich die Hände reiben, daß es einem direkt wohlthat. Es ist darum begreiflich, daß er überall gern gesehen war und daß man sich wohl fühlte in seiner Gesellschaft.

Als Pensionierter beschäftigte er sich mit Geschichte, selbstverständlich vor allem mit Bündner Geschichte.

Seine Beschäftigung als Verwalter des Rhätischen Museums stellte ihn vor die mannigfaltigsten Fragen, und das war ihm eben recht. So konnte er die bündnerische Kultur in ihren verschiedensten Äußerungen studieren und auch beschreiben. Von den vielen Arbeiten, die er veröffentlicht hat, seien folgende erwähnt: «Das Churer Kornhaus» (Monatsblatt 1953), «Die Felsberger Rheinbrücke» (Bündner Haushaltungs- und Familienbuch), «Die Herrschaft Valendas», «Das Kirchlein des Safientales», «Die Belmontsche Fehde, d. h. der Überfall des Grafen Albrecht II. von Werdenberg-Heiligenberg 1352», «Geschichte einer einsamen Glocke», «Maßnahmen zum Schutze der Sammlungen des Rätischen Museums», «Die politische Stellung Genfs zu Frankreich und zu Bern und Zürich in den Jahren 1690 bis 1697», «Probleme der Geschichte der Gruob im Mittelalter», «Safien unter der Herrschaft der Trivulzio», «Die Valser Wanderungen vom 13. bis 16. Jahrhundert und ihre Siedlungen (Einzelhöfe)», «Zwei Funde: Italienische Münzen 1951», «Zwei römische Haus- oder Motiv-Altäre aus dem Bergell».

Aus dieser kleinen Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten von Prof. Dr. Joos erkennen wir sofort ihre Verbundenheit mit der Praxis d. h. mit der Praxis als Museumsverwalter und als Lehrer, der Wanderungen machte mit seinen Schülern und das Bedürfnis hatte, nicht bloß das Geographische und Geologische, son-

dern auch das Geschichtliche — das viel tiefer in die Seele eines Volkes weist — zu schildern; denn mit dem Schicksal seines Volkes fühlte er sich überall aufs engste verbunden; sein ganzes Leben war Ausdruck dieser Verbundenheit.

Man traf ihn als Pensionierten meistens in der Kantonsbibliothek oder

im Archiv, und zwar in guter «historischer Gesellschaft», nämlich von Prof. Dr. Pieth (Kantonsbibliothekar) und Dr. Gillardon (Kantonsarchivar); sie wurden nun als gereifte Männer wieder «Klassengenossen», jeder mit seiner besondern Aufgabe beschäftigt.

Lorenz Joos verstarb am 2. Juni 1962 im hohen Alter von 89 Jahren.

Rud. O. Tönjachen

Stadtrat Hans Bernhard

Erst beim endgültigen Abschied wird man sich des wahren Wertes eines Menschen bewußt. Seine Lücke, die er hinterläßt, will und kann sich nicht schließen, und um ein Licht wird mit jedem Hinschied eines bedeutenden Menschen unser Dasein ärmer.

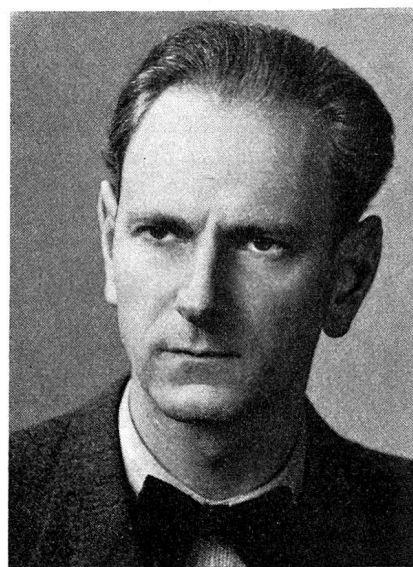
Hans Bernhard aber war in seiner Art und auf seine durchaus eigenwillige Weise ein bedeutender Mann und darüber hinaus, was noch wertvoller ist, ein charaktvoller, gradliniger, lieber Mensch, an den man sich allezeit gerne und mit Dankbarkeit erinnern wird. Von Natur aus wenig dem geselligen Leben zugetan, wurde Hans Bernhard bekannt, angesehen und recht eigentlich populär in Chur als Mitglied des Stadtrates und dessen Ausschusses. Er versah diese Chargen während Jahren in einer Art und Weise, die ihm die Achtung und Zuneigung weiter Kreise eintrug. Ohne in eine Parteisablone sich einsperren zu lassen, bemühte sich Hans Bernhard um die vielfältigen städtischen Belange mit wahrer Leidenschaft. Es war vor allem die Sorge um die Erhaltung und Verschönerung der Altstadt, der Kampf gegen deren Auspowerung, die ihn unentwegt in Atem hielten und für die er wertvollste Herolddienste leistete. Die Opposition gegen eine sture Abholzerei unseres wunderbaren öffentlichen Baumbestandes führte er mit gleichem Elan, wie er überall dort zu finden war, wo neue Lösungen baulicher, verkehrspolitischer und sonstiger Art in unserem großen städtischen Gemeinwesen gesucht wurden. Rückschläge, die er in seinen vielfältigen Bemühungen um das Gesamtwohl erleiden mußte (und wer, der aus Idealismus

streitet, muß nicht oft vor den sogenannten Realitäten kapitulieren!), erfüllten ihn mit Sorge und spornten ihn zu neuen Aktionen an. Chur, die Altstadt vor allem, das war sein eigentlicher Heimatboden. Ihr, ihren Problemen und Nöten gab er seine besten Kräfte, und unser städtisches Gemeinwesen verdankt dem Heimgegangenen denn auch unendlich viel. Die eine und andere Verschandelung wäre ohne den Streiter Hans Bernhard unvermeidbar geworden, und an mehr als einer Neulösung war er aufbauend beteiligt. Sein Wort hatte in den städtischen Behörden Klang, weil Hans Bernhards Objektivität und Gradlinigkeit von seltener Ausprägtheit waren.

Der nämliche ideale Zug, Ausdruck einer originalen Persönlichkeit, an der jedes Unechte, Falsche, Verkniffene fehlte, ließ Bernhard in seinem privaten Leben zu einem leidenschaftlichen Berg- und Naturfreund werden. Schon in jungen Jahren war er als einer der besten Hochalpinisten unseres Kantons bekannt, der sich die verwegenen Sachen leistete. Wahres Bergsteigertum ist und bleibt eine Charakterangelegenheit, und Hans Bernhard hat dieses Charakterzeugnis auch hier wahrlich abgelegt.

So verlieren wir in ihm einen Menschen, der uns nicht nur treu und lieb war, dessen Wesen eine eigene Prägung zeigte und dessen Leistungen, auch wenn sie über den beschränkten Kreis seiner Vaterschaft und seiner Bergkameraden nicht hinausdrangen, weit über dem Durchschnitt lagen. Wir stehen in seiner Schuld für das, was er verfocht und erreichte. Dieser Dankesschuld ist in einer großen Ab-

dankungsandacht Ausdruck verliehen worden. Sie hätte behördlicherseits sogar weniger spektakulär gestaltet werden dürfen, um dem einfachen, jedem falschen Schein abholden Wesen des Heimgegangenen voll Rechnung zu tragen. Die wahre Trauer scheidet das Laute. Unsere Trauer um Hans Bernhard ist aber echt. Das «Bündner Jahrbuch» nicht zuletzt verliert in ihm einen seiner Initianten. Als es im Jahre 1957 darum ging, unser Werklein als Spiegelbild des kulturellen Lebens unseres Kantons und besonders unserer Stadt Chur wieder herauszugeben, stellte sich Hans Bern-



hard als Mitträger dieser Idee und dieser Bestrebungen sofort zur Verfügung, und er hat später, auch wenn ihm aus Zeitgründen die aktive Mitarbeit verwehrt blieb, stets seine Freude ob dem Erreichten bekundet. Denn Bernhard, der vielbeanspruchte Geschäftsmann und Politiker, war ein Idealist, allem Schönen gegenüber aufgeschlossen, ein Mann von Kultur, der wußte, daß nicht das Materielle ausschlaggebend ist, sondern daß es auf die geistigen Güter ankommt. Derartige Männer treten nicht in Massen auf, sind vielmehr Einzelgänger, und Trauer beschleicht uns, wenn die Spur eines solchen Menschen so früh in die Ewigkeit führt. Hans Bernhard erlitt den Unfalltod am 10. Juni 1962 in seinem fünfzigsten Lebensjahr.

Peter Metz

Prof. Armon Cantieni

Schwer traf uns am 8. September 1962 die Nachricht, daß Prof. Armon Cantieni von uns gegangen sei. Früh ist der Tod an diesen Bündner Musiker herangetreten. Sein Hinschied reißt eine empfindliche Lücke in der romanischen Gesangskultur. In unserem Gebirgskanton finden sich ja nicht allzuviele Kräfte, welche geeignet sind, in erfolgreicher Weise auf diesem Gebiet zu wirken. Armon Cantieni gehörte zu denen, die das erwiesenermaßen konnten.

Geboren wurde er am 10. September 1907 in Winterthur. Das Bürgerrecht hat die Familie Cantieni in Pignia im Schamsertal, in der «biala Val Schons». Seine außerordentliche musikalische Begabung ererbte Armon Cantieni von seinem Vater, Robert Cantieni, dem Komponisten der «Guardia Grischuna» und der «Chara lingua della mamma», aber auch von seiner Mutter (geborene Lenggenhager aus Stein im Toggenburg), die ebenfalls sehr musikalisch war. Gleich wie sein Vater war auch Armon fest im romanischen Kulturkreis verwurzelt und hat diesem mit den ihm verliehenen Kräften treu gedient. Die Familie zügelte von Winterthur über nach St. Moritz, Samedan, Scuol, ins Engadin, das für sie zur zweiten bündnerischen Heimat wurde. 1921 kam Vater Robert Cantieni mit den Seinen nach Chur. Hier besuchte Armon das Seminar der Kantonsschule. Hier erhielt er Unterricht bei Ludwig Deutsch. Desgleichen gab ihm Fräulein Helene Gutsch an der Musikschule in Chur Klavierstunden, jene energische und sehr gründlich arbeitende Lehrerin, die so manche Churer Buben und Mädchen mit der nötigen Strenge in die Finger genommen hat. Von 1926 an begann für Armon Cantieni das eigentliche Berufsstudium als Musiker, und zwar 1926/27 zuerst in Paris. Dem dortigen Aufenthalt folgte die gründliche Ausbildung am Zürcher Konservatorium von 1927 bis 1932, wo er Orgel bei Ernst Isler (Konzertdiplom für Orgel), Klavier bei Walter Lang, den für Organisten obligatorischen Kontrapunkt bei Paul Müller, Dirigieren bei Hermann Dubs hatte. Den Abschluß seines Studiums bildete 1934/35 ein Aufenthalt am Konservatorium Basel: Dirigieren bei Felix Weingartner, Sologesang bei Arthur Althaus.

Bis zum Zeitpunkt seiner Wahl an das Seminar der Kantonsschule entfaltete der Verstorbene eine rege musikalische Tätigkeit vor allem als Dirigent verschiedener Chöre. Unter seiner bald als vortrefflich bekannten Direktion standen die Vereine: Gemischter Chor Felsberg, Frauenchor Buchs, Männerchor Sängerbund Buchs, Frauenchor Rätia Chur (sein Vater hatte diesen Verein gegründet), Männerchor Flügelrad Chur. Seit 1928 bis zu seinem Tod leitete er den Gemischten Chor Landquart. 17 Jahre lang versah er das Organistenamt in Haldenstein. Als Pianist und Organist gab er selbst Konzerte, spielte häufig als Begleiter von namhaften Solisten (wie Nina Nüesch, Willy Rössel, Barbara Wiesmann-Hunger, Dora Wyß), auch als Begleiter von Chören; am Radio brachte er eigene Kompositionen zu Gehör mit den von ihm geleiteten Chören oder als Pianist oder Organist. Seit 1937 nahm ihn seine Tätigkeit als Kantonsschullehrer voll in Anspruch. Aber immer wieder hat er in der freien Zeit die nötige Kraft gefunden, um sich noch der Komposition zu widmen.

Im folgenden möchte ich die musikalische Tätigkeit des Verstorbenen etwas eingehender charakterisieren, vor allem auf Grund meiner eigenen Erfahrungen und Begegnungen mit ihm. Obwohl Armon Cantieni sich in erster Linie eigentlich als Organist ausgebildet hatte, war sein Können als Pianist auf gleich hoher Stufe. Mit Vorliebe spielte er Werke von J. S. Bach. Eindrücklich in meiner Erinnerung ist z. B. die Wiedergabe der Toccata in D-Dur des Thomaskantors, die Cantieni 1950 anlässlich des Klavierabends spielte, den er zur Einweihung des neuen Flügels in der Aula der Kantonsschule gab. Cantienis Spiel war hierbei sehr klar, trotzdem nicht kühl, kalt; es hatte nichts vom Stil der «modernen Sachlichkeit» an sich, wie wir sie z. B. bei der Wiedergabe der Werke Strawinskys heutzutage gewohnt sind. Im Gegenteil: alles wurde immer in einer persönlichen, zum Gemüt sprechenden Interpretation dargeboten. Die Tempi wurden nicht überspannt. Cantieni besaß ein ruhig überlegenes, aber trotzdem sehr sensibel und vor allem farbig wirkendes Spiel. Monumental angelegte Par-

tien wurden plastisch, großzügig gestaltet, lyrische Partien verinnerlicht, aber nicht süßlich interpretiert. Immer wieder spürte man sein Hauptanliegen: größtmögliche Klangsönheit erreichen, die Tonsönheit nie anderem, etwa überspitzten Tempi oder überprägnantem Rhythmus opfern! In seinen Kompositionen hat er sich vorwiegend den musikalischen Kleinformen zugewandt, so daß man meinen könnte, er habe nicht großes Interesse und Verständnis für Großformen gehabt. Als Komponist mag er wohl Vorliebe und Begabung für Kleinformen (Lieder!) gehabt haben, obwohl er auch mit einer Reihe von Werken sich größerer Formen bedient hat (z. B. beim dramatisch angelegten Psalm 146). Aber als Interpret, als Organist und Pianist zeigte Cantieni, daß er in erstaunlicher Weise Verständnis und Fähigkeiten besaß, die Größe der Linienzüge eines monumental angelegten Werkes den Zuhörern in spannender, fesselnder Art deutlich zu machen. Es gab bei ihm keine kleinlichen, sentimental oder zu effektiv marktschreierischen Mätzchen. Sein Forte, sein Fortissimo besaß Fülle, zeigte Kraft, Größe. Cantieni verehrte die Werke der großen Meister. Gerne wählte er für seine Programme auch Werke von Chopin, Kompositionen dieses genialen Polen, den man noch manchenorts als eher sentimental veranlagten Komponisten ansieht und dementsprechend spielt, obwohl Chopin eine ganz anders geartete Persönlichkeit war. Dieser Pole war ja ein äußerst leidenschaftlicher Revolutionär, besaß einen ungewöhnlich klaren, scharfen Geist. In seinen Kompositionen ist jede Note mit derselben fast mathematischen Exaktheit erfunden und im Notenbild fixiert, wie dies fast nur bei Bach und Mozart der Fall ist. Cantieni war sich dessen ganz bewußt und interpretierte Chopin in diesem Sinne: er spielte ihn leidenschaftlich, kraftvoll, in breitwürfiger Art. Seltener spielte Armon Cantieni Brahms. Daß er aber auch die Werke dieses Meisters sehr schätzte, vor allem von der kompositorischen Seite her, zeigen Cantienis Klavierstücke, spürt man dort in der Struktur des Klaviersatzes. Seine fortgeschrittensten Schüler ließ er auch an neuere Komponisten heran, d. h. an Debussy und Ravel, die Hauptvertreter des französischen Impressionismus. Die eigentlich modernen Kom-

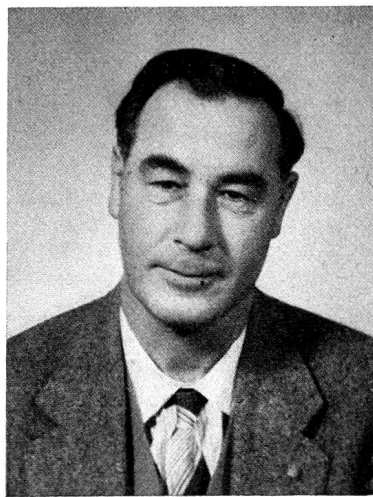
ponisten und ihre Werke und Bestrebungen lagen weniger in seinem Interessebereich. Es ist zu sagen, daß Cantieni fast ganz der klassisch-romantischen Tradition verpflichtet blieb und zu typisch moderner Auffassung der Harmonik, des Rhythmus, der Polyphonie, der neuen Linearität wenig Beziehung hatte. Dies zeigt sich in seiner Kompositionsweise, in der Art, wie er seine Melodiezüge, seine Stimmen gestaltet. Dies zeigt sich auch dort, wo er zu kontrapunktischen Formen greift, die er im Sinne der klassisch-romantischen Tradition gestaltet. Für den modernen Ungarn Bartok mochte er noch einiges Interesse haben, sonst aber hielt er sich, was Moderne anbetrifft, an Debussy und Ravel. Deren anregenden Einfluß spürt man in der Klaviersuite «A la riva da l'En», die in den letzten Jahren entstanden ist und die er selbst am Radio zu Gehör gebracht hat. Hier stößt Cantieni als Komponist am weitesten ins Feld der Moderne vor, nämlich in die Klangwelt des Impressionismus. Auch in einigen seiner Orgelwerke findet sich Modernes, hier aber als Weiterbildung der Linie, die von Reger zur modernen deutschen Orgelmusik hinführt. Sehr hoch schätzte der Verstorbene auch César Franck.

Als Organist amtierte Cantieni lange Jahre hindurch in Haldenstein. Er liebte das Orgelspiel. Wenn er in Konzerten als Organist auftrat, so spielte er vor allem Werke von Bach und Reger, dies als treuer Schüler seines Zürcher Lehrers Ernst Isler, der einer der ersten war, welche in der Schweiz sich für den damals noch unbekannteren Spätromantiker Reger eingesetzt haben. Bach wurde von Cantieni in gut moderner Art interpretiert, nicht etwa in romantischer Weise, wie sie noch Max Reger gepflogen hat (allerdings damals in einer für Regers Zeitempfinden überzeugenden Art). Die Kompositionen Regers spielte Cantieni mit großer Sensibilität, mit großem Klangsinn. Regers Einfluß ist in Cantienis Orgelkompositionen spürbar. Harmonische Wendungen, die an Reger gemahnen, treffen wir auch in größeren Chorwerken und in anspruchsvolleren Liedern. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine Persönlichkeit wie der Verstorbene Regers Stil nicht einfach kopierte, sondern sich vor allem anregen ließ und die gleichen oder ähnliche musikalische

Probleme auf ihm eigene Weise löste. Reger hatte zu seiner Zeit das Riesenwerk Bachs in das Zentrum des Studiums der Organisten gestellt. Es verwundert uns darum nicht, wenn auch bei Cantieni in seinen Kompositionen das gewaltige Vorbild des Thomaskantors immer wieder in Erscheinung tritt.

Der Verstorbene erteilte am Seminar zahlreiche Lektionen in Klavier- und Orgelspiel. Dabei verstand er es, den Schülern Freude an der Musik, am Spielen wertvoller Stücke zu machen, zeigte in hohem Maße Güte, Ruhe, Geduld, wenn schwächere Schüler mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Seine Schüler hatten ihn gern.

Im Rahmen des Klassenunterrichts erteilte Prof. Cantieni am Seminar Musiktheorie, Gesangsmethodik und Choralgesang für Protestanten. Die Klassen erreichten oft eine beachtlich hohe Stufe, was Chorklang, Tonreinheit, Aussprache anbetrifft.



Die Direktion der großen Chorformationen der Schule (Männerchöre, Gemischter Chor der Gesamtschule) war keine leichte Aufgabe. Cantieni hat mit großer Aufopferung sich auch ihr gewidmet. Mit dem Gemischten Chor ließen sich größere Werke durchführen. So hat der Verstorbene 1947 den von ihm komponierten 146. Psalm für Chor und Orchester zur Aufführung gebracht. In Erinnerung ist uns auch die Aufführung des Deutschen Requiems von Brahms vom Jahre 1956.

Cantieni hat während seines Lebens eine ganze Reihe von Chören dirigiert (abgesehen von den Chören der

Kantonsschule). Ich habe ihn öfters an Sängereisen mit seinen Sängern hören können. Ich glaube, jeder, der diese Darbietungen gehört hat, wird bezeugen: die Leistungen stachen wohlthuend aus der großen Masse der Vorträge heraus. Man sang in den Chören Cantienis mit sehr gepflegtem Chorklang, forcierte nie, man sang rein, rhythmisch klar, dynamisch überzeugend, schön. Man wählte gute, für die Chöre passende Lieder aus. Es ist nicht verwunderlich, daß Armon Cantieni dank seiner ausgezeichneten Tätigkeit, dank seiner Kenntnisse und seines Könnens auf dem Gebiet des a cappella-Chorgesanges immer wieder als Kampfrichter amtierte, an Bezirksfesten, an kantonalen, an eidgenössischen Festen. Er übernahm dabei mit Vorliebe die Disziplin «harmonische Reinheit», da ihm hierfür sein ausgezeichnetes Ohr zustatten kam (meines Wissens besaß er das absolute Gehör).

Man darf vielleicht die Behauptung aufstellen, daß er das Hauptgewicht seines Schaffens und seiner Begabung, insofern ihm Zeit dafür blieb, der Pflege und der Komposition des Chorlieds widmete. Er schuf eine stattliche Reihe von a cappella-Chorliedern verschiedenen Schwierigkeitsgrades, dies vor allem nach romanisch-ladinischen Texten. Darunter finden sich als Auftragskompositionen eine ganze Reihe von umfangreicheren, anspruchsvolleren Wettgesängen für Sängereisen. Alle diese Lieder bezeugen, daß Cantieni sich für geschmackvoll, sauber gearbeitetes Liedgut mit ganzer Seele eingesetzt hat. Er stand damit in der großen Tradition des künstlerisch anspruchsvolleren deutschen Chorliedes (man muß sich hiebei bewußt sein, daß auch das romanische Chorlied sich unter dem Einfluß des deutschen Liedes entwickelt und dessen Wandlungen mitgemacht hat). Er war, wie mit ihm andere Gleichgesinnte, bemüht, auf eigene Weise gute Liedtradition fortzusetzen und an die kommende Generation weiterzugeben. Kompositorisch gesehen spürt man wohl in allen seinen Liedern, daß er die großen Vorbilder gründlich studiert und geliebt hat, vor allem Bach mit seinen unendlich schönen Choral-sätzen, Mendelssohn mit den kristallklar ausgewogenen Gemischtchor-Liedern. An Bach gemahnt bei Cantieni die Vorliebe für Durchgangsnoten in allen Stimmen, für eine oft general-

baßartige Führung der Baßstimme. In der Melodiebildung und Harmonik kommt dann wieder Cantienis Vorliebe für die klassisch-romantisch-spätromantische Epoche zum Ausdruck. Alle seine Lieder sind mit tiefer Empfindung geschrieben, bevorzugen Texte mit besinnlichem, farbigem Gehalt. Cantieni mied im großen und ganzen schroffe, dramatische Art. Er hat in seinen Liedern wohl am vollkommensten das ausdrücken können, was er uns sagen wollte, hat im Bereich des Chorliedes seine ihm eigene Aussagungsart, seinen persönlichen Stil gefunden und entwickelt. Mit seinem Liedschaffen fand er auch in seiner Heimat verdienten Erfolg und Anerkennung. Manche Lieder werden häufig gesungen, so z. B. Clam da l'ura, Urazhun, L'allosser, Notg desiderada, Vut. 1952 hat er bei der Ligia Rumantscha ein erstes Heft «Quindesch chanzuns per chor masda» herausgegeben. Diesem soll ein noch vom Autor zur Herausgabe vorbereitetes zweites Heft folgen. Zahlreiche Lieder finden sich in den diversen romanischen Liederbüchern älteren und neueren Datums, so in der «Guardia Grischuna», in der «Laudinella», dann eine größere Reihe Schullieder im kantonalen Lehrmittel für romanischen Schulgesang, im «Il giuven

cantadur» (Bd. 1 und 2). Cantienis Liedgut spiegelt gleichsam jene klare, durchsonnte Art der dem Verstorbenen so lieben Engadiner Landschaft wider. Vergessen wir nicht, daß Cantieni aber auch über deutsche Texte Lieder geschaffen hat. Regelrecht eingelebt hat sich sein Lied über einen Text von Martin Schmid: «Legt die Bücher still zur Seite», das von allen Churer Stadtschulen gesungen wird.

Das Liedschaffen ist zu ergänzen durch eine Reihe von umfangreicheren Chorwerken mit Begleitung. So ist vor allem zu nennen: der 146. Psalm für Gemischten Chor und Orchester (oder Orgel). Ferner (ohne Begleitung) «Jubilate Deo» sechs- bis achttimmig, Motette, «Ergebung», «Um Mitternacht», «Abend am Meer», «Herbstfeier» (Männerchor), «Il pra fluraint». Zu erwähnen sind weiter Lieder für Singstimme und Orgel- oder Klavierbegleitung. Als guter Organist und Klavierspieler hat er auch Werke für Orgel und Klavier komponiert. Zu nennen sind vor allem: Suite «A la riva da l'En», ferner «Introduktion, Choral und Fuge» für Orgel, ein markantes Werk. Die Introduktion hat der Verstorbene selbst am Festakt des Kantonsschuljubiläums 1954 zur Eröffnung gespielt. Für Orgel ist weiter zu nennen: «Fuge in b-Moll».

Als Mensch, als Kollege im täglichen Umgang war Armon Cantieni eine feinsinnige, liebenswürdige Persönlichkeit. Stets ließ er sein Herz, sein Gemüt sprechen. Pflichtbewußt setzte er sich für die Aufgaben ein, die an ihn herantraten. Vergessen wir übrigens nicht: der Verstorbene hatte einen sehr feinen Sinn für Humor, den er ab und zu in Erscheinung treten ließ, wenn er sich unter Freunden «aufgeknöpft» gab. «Stille Wasser gründen tief.» Rektor Wiesmann sagte mit Recht: «Armon Cantieni besaß eine stille und sehr empfindsame Art, man ahnte jedoch das verhaltene Temperament des Künstlers, und es konnte auch plötzlich seine große Leidenschaft vehement hervorbrechen.»

Mit unendlicher Liebe sprach er von seiner Familie. Dort fand er den Ruhepunkt, den sichern Grund im wechselvollen und oft so argen und listigen Treiben dieser Welt. Ein ausgesprochener Sinn für den unbezahlbaren Wert einer auf solider Grundlage gebauten und gepflegten Familiengemeinschaft war ihm eigen.

Jäh hat ihn der Tod den Seinen, hat er ihn uns geraubt. Mögen wir ihm und seinen Werken ein gutes Andenken bewahren!

B. Dolf